(Günther)

Roquette

Leben und Dichten

Joh. Christ. Günther's.

Von

Otto Roquette.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1860.

Leben und Dichten

Joh. Christ. Günther's.

Von

Otto Roquette.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1860.

Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinn des Worts genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch-bequem, geistreich, witzig, und dabei vielfach unterrichtet; genug er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen, wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durch's Gefühl zu erhöhen, und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.

Goethe. Wahrheit und Dichtung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

August Koberstein

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

Inhalt.

Seite

Einleitendes Vorwort VII

Erstes Kapitel.

Haus und Schule. Theodosius 1

Zweites Kapitel.

Erste Liebe. Abschied von Schweidnitz 17

Drittes Kapitel.

Wittenberg. Leonorens Untreue. Günthers Wandlung . . 25

Viertes Kapitel.

Leipzig. Burkhard Mencke. Das Gedicht auf den Frieden . 46

Fünftes Kapitel.

Gesammtbetrachtung der Dichtungen Günthers. Die Satiren . 66

Sechstes Kapitel.

Günther am Hofe zu Dresden. Leonore noch einmal . . . 105

Siebentes Kapitel.

Breslau. Großes Leben und Anfang des Elends 117

Achtes Kapitel.

Kreuzburg. Phillis. Vagabundenleben 131

Neuntes Kapitel.

Jena. Letzte Gedanken und Tod 141

Zehntes Kapitel.

1. Ausgaben 148

2. Urtheile der Zeitgenossen 150

3. Steinbach, Günthers erster Biograph 153

4. Die Gottschedianer contra Steinbach 157

5. Die untergeschobene Selbstbiographie Günthers 161

Anhang.

Auswahl aus Chr. Günthers Gedichten 165

Einleitendes Vorwort.

Günther nimmt in der Literaturgeschichte eine so selbständige und vereinsamte Stellung ein, daß der Versuch, den Charakter seiner Poesie aus einer vorgehenden Epoche zu entwickeln, vergeblich sein würde. Die Herrschaft der schlesischen Poesie in der deutschen Literatur, hauptsächlich repräsentirt durch die vier Namen Opitz, Andreas Gryphius, Hoffmannswaldau und Lohenstein, hatte fast ein Jahrhundert gedauert, aber mit dem Tode des Letzteren eine Grenze gefunden. Der Ruhm der Schlesier, als eines vorwiegend dichterisch begabten Volksstammes dauerte noch lange fort, gedichtet ward auch, besonders auf geistlichem Gebiet, noch außerordentlich viel, die poetische Kraft jedoch war hier versiegt, wie sie im übrigen Deutschland vergeblich gesucht wurde. Die Zeit zwischen Lohensteins Tode (1683) und Günthers Auftreten umfaßt ein Menschenalter, in dem das Feld der Poesie brach zu liegen schien. Und als der Letztere zu singen begann, war sein Ton so verschieden von dem der einstigen Stimmführer, so neu und ungehört überhaupt in der Literatur, daß sich kein Zusammenhang mit seinen Vorgängern nachweisen läßt. Er konnte sich als Jüngling an den Werken derselben begeistern, sie in seinen ersten dichterischen Proben auch wohl nachahmen,

aber wo er selbständig auftritt giebt es für ihn keine Anknüpfung an Vergangenes mehr. Er schöpfte rein aus sich selbst, und darin liegt seine literargeschichtliche Bedeutung. In ihm tritt seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder der Mensch mit seinem innersten Wesen in die deutsche Poesie, zum erstenmal läßt sich, anstatt der Gelehrsamkeit, das Pathos der Leidenschaft hören. In ihm erschließt sich die Tiefe des Gemüths, spricht sich schrankenlos jedes Gefühl der Menschennatur aus, zeigt sich, wie nie vorher, eine volle Individualität. Seine Poesie wurzelt in seinem Leben, und der Kampf seiner dichterischen Natur mit dem Leben ist der ganze Inhalt seiner Poesie. Daher ist bei einer Biographie Günthers die Charakteristik der Culturverhältnisse seiner Zeit von ungleich größerer Wichtigkeit als die Darstellung der vorhergehenden, oder gar der poesielosen gleichzeitigen Literaturerscheinungen.

Deutschland krankte auch noch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges. Das bürgerliche deutsche Leben war völlig dumpf und todt für jedes geistige Interesse. Gelesen wurde nichts, höchstens Postillen oder jene elenden Reimereien, die sich für religiöse Poesie ausgaben, und deren Fluth noch immer unabsehbar aus dem siebzehnten Jahrhundert herüber schwoll. Die Ergüsse der besten Kirchenliederdichter wurden der schlechtesten Fabrikwaare unterscheidungslos an die Seite gesetzt. Hand in Hand damit ging eine innere Roheit und obstinate Pedanterie, die bei der strengen Scheidung der Stände, sich nur immer mehr auf den Schlendrian steifte. Was aus den höheren Ständen in die tieferen Schichten drang, konnte nur in übelster Weise auf diese wirken.

Der Adel hatte die französische Sitte der Höfe angenommen, französische Sprache, französischer Ton genügte um für gebildet zu gelten. Unter diesem Deckmantel französischer Eleganz barg sich jedoch die tiefste Unbildung und Sittenlosigkeit. Wo das Bürgerthum mit solchen Erscheinungen in Berührung kam, fügte es zu seinen übrigen Mängeln nur noch den der Entsittlichung hinzu, oder es sperrte sich rigoristisch ab und rettete seine deutsche Ehrlichkeit, ohne darum innerlich einen Schritt weiter zu kommen. Waren doch selbst diejenigen Anstalten, von welchen die Bildung hätte ausgehen sollen, in eine wahrhaft mittelalterliche Finsterniß zurück gesunken. An den Universitäten machte sich eine geistlose Gelehrsamkeit breit, ohne Streben, ohne den Gedanken an einen Fortschritt. Symptome des Besseren tauchten zwar auf (z. B. in Leipzig, das sich überhaupt vortheilhaft vor den übrigen Universitäten auszeichnete) aber sie wurden nicht verstanden, und hart bekämpft. Und während die Professoren gedankenleer den Glauben an todte Buchstaben lehrten, herrschte unter ihren Schülern brutale Zügellosigkeit und Gemeinheit. Daran nahmen nur Wenige Anstoß. Die Mehrzahl sah das akademische Leben nur als eine Zeit des wildesten Austobens an, um sich, nach Verschwendung der besten Kräfte, geistesschlaff hinter einen nüchternen Beruf zu verkriechen. Wie viel Zeit mußte noch vergehen, ehe eine Rettung aus diesem tiefsten Verfall kommen konnte! Um so auffallender ist derselbe, da an Schulen und Gymnasien zum großen Theil ein besseres Streben herrschte, und, wenn nicht auf geistige Bildung in unserm Sinne, so doch auf Erhaltung bürgerlicher guter Sitte hingearbeitet wurde. Sowohl Schlesien, wie auch Sachsen,

hatte an seinen Schulen Männer aufzuweisen, deren Namen von gutem Klange sind, gelehrte Schriftsteller, Kirchenliederdichter, die in ihrer Zeit zu den besten gehören. Aber so groß war die Indolenz gegen eingewurzelte Uebel, so abgestumpft das Gefühl auch der Besseren, daß der Gedanke, mit einer barbarischen Tradition zu brechen, wo er auftauchte, wenn nicht mit völligem Widerstreben, doch mit ängstlicher Vorsicht aufgenommen wurde.

Es fehlte nicht an Stimmen, die vom Zunächstliegenden ausgehend, auf Reformen im Einzelnen drangen — denn zu keiner Zeit war der Menschengeist in allen seinen Erscheinungsformen zugleich erstorben. So machten sich auf religiösem Gebiet in Spener und den Pietisten, und im Anschluß an sie, durch Thomasius in nationalem und wissenschaftlicherem Sinne, die ersten Spuren des Besseren bemerklich. Aber die Vertreter dieser Bestrebungen fanden außerhalb ihres engen Kreises nur Haß gegen die Neuerungssucht und erbitterte Verfolgung. Diese Quellen sollten für lange Zeit nur spärlich und kaum bemerkt dahin rinnen durch den verheerten und unfruchtbar gewordenen Boden des deutschen Lebens.

Während sich so in den verschiedenen Schichten des Volkes die Roheit und Verkommenheit des Zeitalters unverhüllt zeigte, wurde dieselbe an den Höfen mit dem Kleide äußerlicher Geschliffenheit verhüllt. Hier ahmte man das Beispiel des französischen Hofes nach, und jeder deutsche Fürst bestrebte sich einen Ludwig XIV., wenn auch nur im Kleinen zu spielen. Luxus, Ueppigkeit, Verschwendung, französische Sprache, Trachten und Sitten, eine ganze fremde Culturwelt wurde begierig adoptirt. Man schämte sich der deutschen

Sprache, und konnte man sich ihrer nicht überall entschlagen, so wurde sie mit soviel französischen Worten vermischt, daß auch sie dem allgemeinen Verderben anheim fallen mußte. Was an wahrhafter Bildung sich an dem glänzenden Hofe Frankreichs gesammelt hatte, davon kam wenig oder nichts über den Rhein. Gleichwohl gebot die Nachahmungssucht den deutschen Fürsten, auch der Kunst, nach dem Muster Ludwigs XIV. einigen Spielraum zu gewähren. Ein Verständniß dafür zeigte sich freilich nirgends, sie war nur ein Luxusartikel, und nur in soweit von Interesse, als sie zur Verherrlichung der Hoffeste diente. Zwei deutsche Höfe gingen darin voran. Friedrich I., der erste König von Preußen, besoldete in Johann Besser einen eigenen Hofpoeten zur Besingung festlicher Gelegenheiten, und hatte in Herrn von Canitz, der, in einer politischen Stellung, die Poesie nur als Nebenbeschäftigung betrieb, einen Schmuck für seinen Hof. Als aber nach dem Tode dieses Königs sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., bei seinem Ersparungssystem alle überflüssigen Hofchargen, und somit auch die des Hofpoeten, abschaffte, fand Besser eine gleiche Stellung an dem sächsischen Hofe. Hier in Dresden entfaltete August II. einen Glanz, der den aller übrigen deutschen Hofhaltungen weit hinter sich ließ. Besser bekam alle Hände voll zu thun, und hatte die Freude, seinem Schüler Ulrich König die Nachfolge in seinem Amte gesichert zu sehen.

In diesen beiden Dichtern Besser und König, sowie in den ihnen gleichartigen, Canitz und Neukirch (Prinzenerzieher am markgräflichen Hofe zu Anspach), spricht sich die vom Hofleben beherrschte Gelegenheitspoesie der Zeit aus, die

überhaupt als der Gipfel der Poesie in ihrer Zeit betrachtet wurde. Eine nach dem Muster der Franzosen glatte Form und phrasenhafte Diction, dabei aber Gedankenarmuth, Gesinnungslosigkeit, bis zur ekelhaftesten Kriecherei. Einen Inhalt hat diese Poesie nicht, es ist elende Reimerei, und oft genug bricht aus der Glätte der Form die innere Roheit hindurch. — Ganz abgesondert von diesen steht ein Dichter, der mit viel größerem Rechte den Namen eines Dichters verdient, nämlich Brockes. Er konnte sich in seiner unabhängigen Stellung (in Hamburg), ganz in die Betrachtung der Natur und Gottheit versenken, und hätte bei seinem Talent die bedeutendste dichterische Erscheinung werden können, wenn er vielseitiger und menschlich tiefer gewesen wäre. Was ihm fehlte, besaß Günther, der einen ähnlich abgesonderten Standpunkt einnimmt, in vollstem Maaße. In seinen Dichtungen entfaltet sich die ganze menschliche Tiefe, er ist der einzige wahre Dichter seiner Zeit. Demgemäß empfindet er ihre Mängel und Gebrechen, aber freilich theilt er dieselben wider sein besseres Wollen. Die Gewalt seiner Sinnlichkeit und Leidenschaft reißt ihn bis zu den tiefsten Verirrungen und Lastern fort, und macht sein Leben zu einem ununterbrochnen Ringen zweier verschiedenen Naturen, die gleich stark in ihm vorhanden waren. Seine Zeit verstand die Leidenschaft seiner dichterischen Empfindung nicht, sie wandte sich von ihr, als von etwas Fremdem und Befremdendem ab. Wer ihn anerkannte, hielt sich an das, was er mit Andern gemein hatte. Erst die Nachwelt wurde ihm gerecht. Und seitdem Goethe, der in der Ausprägung des rein Menschlichen in Günthers Individualität eine Verwandtschaft mit

seiner eignen Natur erblicken mußte, in Wahrheit und Dichtung wieder an ihn erinnerte, ward ihm die Stellung in der Literaturgeschichte zu Theil, die ihm gebührt.

Die Hauptquelle für Günthers Leben ist seine Biographie von Steinbach, 1738. (Siehe darüber das zehnte Kapitel dieses Buches.) Der Erste und Einzige der seitdem die Werke und den Lebenslauf unsres Dichters in einer besondern Schrift eingehend zu würdigen unternahm, ist Hoffmann v. Fallersleben („Joh. Christ. Günther, ein literarhistorischer Versuch," wieder abgedruckt in den „Spenden zur deutschen Literaturgeschichte" Band II.). Dem unermüdlichen Forscher bin ich zu großem Dank verpflichtet, da ich in seiner Arbeit manchen Anhaltspunkt für die meinige fand. Auch mein Urtheil über Günther stimmt im Wesentlichen mit dem seinigen überein.

Dagegen weicht meine Anschauung und Charakterzeichnung Günthers mannigfach ab von dem Bilde, welches Gervinus (Gesch. der poet. National-Literatur, Band III. S. 500 ff.) von ihm entwirft. Die bis zur Ungerechtigkeit gehende Strenge des sonst hochgeschätzten Historikers hat nur harte Worte des Tadels für die Mängel, ohne sich auf irgend welche Milderungsgründe einlassen, oder zum inneren Verständniß des Dichters kommen zu wollen. Gervinus' Urtheil über ihn hat indessen bereits ein Gegengewicht erhalten in dem günstigeren von R. Prutz („Göttinger Dichterbund" S. 56) und von Koberstein („Grundriß der Gesch. der deutschen National-Literatur" 4. Aufl. Band I. S. 666 ff., s. auch S. 669 Note 15).

Schließlich noch ein paar Worte über den poetischen Anhang dieses Buches. Bei dem Bestreben auch einem größeren Kreise von Gebildeten ein Interesse für die Günthersche Poesie zu erwecken, schien es mir nöthig außer den im Text mitgetheilten Bruchstücken noch eine Auswahl von Gedichten beizufügen. Dem Literarhistoriker sind dieselben nicht neu, da aber, trotzdem daß in Werken über unsere National-Literatur oft viel Gutes über ihn gesagt wird, Günther heutzutage in der Lesewelt fast ganz unbekannt ist, so wird es nicht überflüssig sein, den Einblick in seine Dichtung durch diesen Anhang zu erweitern. Dabei habe ich mir jedoch nicht nur die Auslassung mancher Strophen (zum Vortheil Günthers und seines Lesers) erlaubt, sondern auch die Titel mehrerer Gedichte verändert. Ich glaubte mich dazu berechtigt, da es nicht einmal wahrscheinlich ist, daß Günther diese meist sehr prosaischen Ueberschriften selbst gemacht habe. Seine Herausgeber, die sich so viel Veränderungen haben zu Schulden kommen lassen, werden auch hier eigenmächtig verfahren sein. Ebenso hielt ich es für unrathsam, die oft barbarische Schreibung beizubehalten. Sie ist durchaus inconsequent und willkürlich, ohne jede sprachliche Begründung. Der Leser läßt sich dadurch abschrecken, und hat von dem ernsthaftesten Gedichte oft den ganz entgegengesetzten Eindruck. (Ich berufe mich dabei auf Hoffmann v. Fallersleben, „Findlinge." Erstes Heft S. 4.)

Erstes Kapitel.

Haus und Schule. Theodosius.

Johann Christian Günther wurde am 8. April 1695 in Striegau geboren. Seine Familie stammte nur von mütterlicher Seite aus Schlesien. Der Vater, Johann Günther, aus Aschersleben gebürtig, war lange Zeit umhergewandert, hatte sich endlich als Arzt in Striegau niedergelassen, und sich mit einer Breslauerin, Namens Anna Eichbander verheirathet. Christian war der Erstling dieser Ehe, nur eine Schwester folgte ihm noch nach. Der Mangel einer evangelischen Kirche in Striegau brachte es mit sich, daß die Eltern ihren Knaben nach Gränowitz, einem Flecken im Fürstenthum Liegnitz, zur Taufe trugen, auf welchen Ort die Striegauer protestantische Gemeinde zur Verrichtung ihrer kirchlichen Andacht angewiesen war. Von den ersten Jugendjahren Christians ist nur so viel bekannt, daß er, bei früh durchblickender Begabung, spielend lernte, und mit Eifer seinen Wunsch, zu studieren, aufrecht hielt. Der Vater unterrichtete ihn selbst, auch im Lateinischen und Griechischen, aber der außerordentliche Drang und die raschen Fortschritte des Knaben, weit entfernt, ihn zu freuen, machten ihn bedenklich. Bei seiner Mittellosigkeit schien es

ihm unmöglich, seinen Sohn studieren zu lassen, und so brach er, zum großen Leidwesen desselben, den gelehrten Unterricht plötzlich ab, um ihn einem Handwerk zu überweisen.

Betrachten wir den Charakter des alten Günther, der bestimmt war, in dem Leben des Sohnes eine so traurige und für einen Vater so ungewöhnliche Rolle zu spielen, schon jetzt etwas näher. Flüchtige Notizen des ersten Biographen, und reichhaltige, schonend ausgesprochne Anspielungen des Dichters geben uns die Grundzüge zu seinem Bilde. Johann Günther war ein jedenfalls kenntnißreicher, dabei ehrenwerther und gottesfürchtiger Mann, eine streng bürgerliche Natur. Aber dabei geistig beschränkt, einseitig, bei seinen Vorurtheilen mit rücksichtsloser Consequenz beharrend. Jedes Abschweifen von der gewöhnlichen Lebensbahn war für ihn ein Verbrechen, gegen das er in seinen Urtheilen hart und ungerecht, und wo es ihm persönlich nahe trat, in seiner Abwehr unerbittlich bis zur Grausamkeit wurde. Er hatte sich durch eisernen Fleiß aus der Dürftigkeit zu einer bürgerlich geachteten Stellung heraufgearbeitet, aber Achtung war auch das Einzige, was er errungen. Sein Amt als Arzt und Physikus einer kleinen Stadt deckte mit seinen Einkünften nur die nöthigsten Bedürfnisse, er hatte mit fortwährenden Sorgen für den Unterhalt seiner Familie zu kämpfen. Bei einem starken Selbstbewußtsein machte ihn dieß nur noch vorurtheilsvoller gegen Solche, die das Glück in einer von der seinigen verschiedenen Art zu handeln mehr begünstigte, es machte ihn in sich zurückgezogener und mit den Jahren nur eigenwilliger in seiner Aeußerungsweise. Dazu kam Mißtrauen gegen die Welt, seine Umgebung, vielleicht gegen sich selbst. Nicht fähig über

die Schranken seines sorgenvollen Lebens hinwegzusehen, war er ängstlich für die Zukunft der Seinigen. Das Glück hatte sein Streben nicht unterstützt, er glaubte nichts Besseres für seinen Sohn erwarten zu können, und wünschte den hohen Flug der Kindesseele eher im ersten Anlauf zu unterdrücken, als zu fördern. Der Unterstützung freigebiger Gönner wäre er nicht abgeneigt gewesen, hatte er ihr in seiner Jugend doch selbst vielleicht manches zu danken gehabt. Seine harte, trotzige Natur beugte sich in soweit unter die Knechtschaft seiner Zeit, daß er dem Höherstehenden und Einflußreicheren, wenngleich niemals schmeichelte, doch eine größere Ehrfurcht zollte und den Willen desselben, wenn er nicht gegen die Redlichkeit verstieß, zu dem seinigen machte. Nur mußte dieser fremde Wille nicht von der Bahn des Gewöhnlichen abschweifen, er durfte ihn nicht aus dem engen Kreise seiner Vorurtheile herauslocken. In solchem Falle erwachte der ganze Rigorismus seiner Natur, und nicht die Thränen seiner Familie, nicht das augenscheinliche Unheil, das er anstiftete, vermochten ihn, von seinen Entschlüssen abzugehen. So müssen wir sein Bild festhalten, um, da es für die nächste Zeit in den Hintergrund tritt, bei seinem Wiedererscheinen das auffallende Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn zu begreifen.

Ihm zur Seite stand seine Gattin, eine stille, einfache Frau, ganz aufgehend in den Pflichten der Hausfrau und Mutter. Abhängig, gedrückt von der Entschiedenheit seines Wesens, hatte sie im gewöhnlichen Lebensgange nur Unterwürfigkeit für ihren Gatten, konnte sie in entscheidenden Momenten, wo es zu handeln galt, nur weinen und beten.

Sie war von tiefer, inniger Frömmigkeit, und ein Theil von dieser ist als einziges mütterliches Erbtheil auf den Sohn übergegangen.

Christian war acht Jahre alt, als ihn seine Mutter mit zu einem Besuch zu ihrer Familie nach Breslau nahm. Der Vater gab ihm einen Brief an einen Freund mit, den Physikus Dr. Preuß, in welchem er seinem Collegen an's Herz legte, auch seinerseits dem Knaben den Wunsch, zu studieren, als eine Unmöglichkeit, auszureden. Der Herr Physikus nahm sich den Knaben vor, und sprach ein Langes und Breites über die Schwierigkeit gelehrter Studien, wenn man in dürftigen Verhältnissen lebe. Man müsse schon früh „etwas Excellentes präftieren," sagte er, um später die Universität besuchen zu können. Dieß sei nun bei ihm nicht der Fall, und so möge er sich dem Willen seines Vaters fügen, und ein Handwerk lernen. Der Knabe fing bitterlich an zu weinen, aber nur kurze Minuten währte seine Niedergeschlagenheit. Er ging zu seiner Mutter zurück, und erklärte ihr, er wolle und werde von nun an etwas Excellentes präftieren. Der gelehrte Unterricht beim Vater wurde nicht wieder aufgenommen, aber der Knabe, der über die Anfangsgründe hinaus war, setzte die Studien auf seine eigene Hand fort, und soll in seinem zwölften Jahre des Lateinischen und Griechischen Herr gewesen sein. Die Worte des Herrn Physikus in Breslau lagen ihm fortwährend im Sinne, und einmal fand ihn die Mutter hinter dem Hofe auf einem Schutthaufen knieen, und in inbrünstigem Gebet zu Gott, daß er ihn etwas Excellentes möge präftieren lassen. Er las mit Leidenschaft theologische und historische Bücher, Alles was ihm in die

Hand kam, und machte um diese Zeit schon Verse und kleine Comödien, welche er mit seinen Freunden aufführte. Sein Eifer war rastlos, sein Lerntrieb unaufhaltsam. Indessen ist es auffallend, daß der Vater es gehen ließ, denn der Knabe erreichte sein vierzehntes Jahr, ohne daß eine letzte Bestimmung über ihn getroffen worden wäre. Diese sollte plötzlich und ganz unerwartet kommen.

Um diese Zeit kam ein Mann nach Striegau, ein Dr. Thiem aus Schweidnitz, und Brunnenarzt in Altwasser. Auf der Rückkehr nach dem ersteren Orte sah er sich durch Herbstwetter und schlechte Wege aufgehalten, und, gelangweilt im Wirthshause, schickte er zu seinem Collegen, dem Dr. Günther, mit der Bitte, ihn unbekannter Weise zu besuchen. Die beiden Männer waren bald in lebhaftem Gespräch, der alte Günther erzählte von der Dürftigkeit seiner Einkünfte in dem unbedeutenden Landstädtchen, von seiner Familie, auch von seinem Sohne. Er klagte, daß der Junge über seine Verhältnisse hinaus wolle, und sogar Verse und Comödien mache. Dr. Thiem nahm die letztere Mittheilung ganz anders auf, als der Vater erwartete. Er suchte ihn in dem Plane, den Sohn studieren zu lassen, zu bestärken, und als der alte Günther seine Armuth vorwandte, erbot er sich in liberaler Weise, den Knaben in sein Haus in Schweidnitz aufzunehmen. Er versprach ihm freie Schule, Freitische, freigebige Gönner zu verschaffen, und sicherte ihm, wenn er sonst die gute Meinung rechtfertigte, jede Vergünstigung für seine Erziehung zu. Solchen Vorschlägen konnte selbst der alte Günther nicht widerstehen, und von dieser Stunde an war das Geschick des Knaben, zur großen Freude desselben, entschieden.

Zu Anfang des Jahres 1709 reisten Vater und Sohn nach dem nur zwei Meilen entfernten Schweidnitz. Der damalige Rector der gelehrten Schule, Leubscher, fand bei dem Knaben größere Kenntnisse, als er erwartet hatte, vorzüglich im Lateinischen und Griechischen, und nahm ihn in die erste Klasse auf, und Vater Günther schied von seinem Sohne mit erleichtertem Herzen. Dr. Thiem hielt sein Versprechen in vorsorglichster Weise. Christian ward im Hause seines Mäcen wohl aufgenommen, fand durch Bemühungen desselben Gönner und Freunde, Unterstützung und Theilnahme, ja er hatte eher von Ueberfluß als von Einschränkung zu sagen. Der Vater war jeder Sorge für den Sohn enthoben, und konnte für die Universitätszeit etwas zurücklegen. Aber der hoffnungsvolle Knabe machte sich der allgemeinen Gunst auch in jeder Weise würdig. Mit ungewöhnlichem Fleiß verband er ein aufgewecktes Wesen, die einnehmendste Liebenswürdigkeit, und dazu gesellte sich eine (selbst nach den Berichten des Vaters) außerordentliche Schönheit, die ihn überall gerne gesehen machte. „Mein Sohn war von mittelmäßiger Statur (schreibt der alte Günther in einem Briefe) und wohl proportionirten gesunden Gliedern, eines gleichfalls mit den andern Gliedern wohl harmonierenden länglichten Gesichtes, von schwarzbraunen Augen und Haupthaaren. Sein Angesicht hatte was annehmliches und reitzendes an sich, daß er auch bald von Kindheit an, und sonderlich bey seinem Studiren und erwachsenen Jahren jedermann gefiel.“ — Bei seiner Wißbegierde öffneten ihm die bedeutendsten Gelehrten der Stadt — und Schweidnitz hatte damals namhafte Männer aufzuweisen — ihre Bibliotheken. In dem Glauben, daß er

niemals wieder so großartige Büchersammlungen finden werde, machte er sich Auszüge und dickleibige Collectaneen aus allen vorhandenen Werken. Sie gingen später bei dem Brande seiner Vaterstadt, wo er sie im väterlichen Hause gelassen, mit in Flammen auf. — Wodurch er sich aber am meisten beliebt machte, war sein früh erwachtes und schnell entwickeltes poetisches Talent. Dasselbe erging sich damals nur auf zwei, nach der Sitte der Zeit besonders kultivirten Gebieten. Er dichtete geistliche Lieder und Gelegenheitsgedichte. Die ersteren, wenn auch aus einem frommen Herzen stammend, sind poetische Schularbeiten ohne Bedeutung. Die Mehrzahl derselben theilte später das Schicksal seiner Collectaneen. Dagegen spricht sich in seinen Gelegenheitsgedichten, zu Geburtstagen, Festen aller Art, bei Trauerfällen, Dankesansprachen an seine Gönner, eine ungleich größere Gewandtheit des Geistes aus. Das früheste uns erhaltene Gedicht dieser Art, welches der noch nicht fünfzehnjährige Knabe an den Schweidnitzer Pastor Fuchsius richtete, stammt aus dem Jahre 1710. Dann folgen in den Jahren 1711 und 1712 mehrere Gedichte an die Familie von Bock, deren ganz besondere Gunst er genoß. Diese Familie war im Besitze des nahegelegenen Rittergutes Roschkowitz, eines Ortes, der durch Lohensteins Namen eine nicht geringe Berühmtheit erlangt hatte.[1] Hier war der junge Günther in dem von Gästen reich besuchten Hause immer wohl aufgenommen, und lernte den Ton der guten

[1] Roschkowitz war, nebst zwei andern Rittergütern (Kittlau und Reisau) durch die Heirath mit einer reichen Erbin in Lohensteins Besitz gekommen. S. Wilh. Müller, Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, Bd. XIV, S. XXV.

Gesellschaft kennen. In einem Gelegenheitsgedichte, worin er den Tod eines Mitgliedes dieser Familie beklagt, singt er:[1]

„Betrübtes Roschkowitz! — —
Dein angenehmer Kreis, dein schmeichelndes Gefilde,
In welchem, wenn der Süd auf dem Getreide schifft,
Die Einfalt der Natur den Maler übertrifft,
Macht unser Schlesien zu Edens Ebenbilde. — —

Wie öfters reizte mich die Wollust deiner Auen,
Wenn mir ein heitrer Tag die Lust zur Arbeit stahl,
Bald einen frischen Hain, bald ein lebendig Thal,
Bald die Ergetzlichkeit der Wiesen anzuschauen.
Wenn dann nun der Horaz so mein Gefährte war,
Sein Tibur mir beschrieb, so konnt' ich hier das Wesen
Gleichwie den Schattenriß aus seinem Buche lesen.

Wenn man bedenkt, welche Reimereien die geachtetsten Dichter jener Zeit für Poesie ausgaben, so muß man sich überrascht fühlen von so wohllautenden Versen eines kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings. Indessen finden sich dergleichen Stellen nicht in allen seinen Produkten aus jener Zeit. Wohl aber besaß er eine Fruchtbarkeit, die ins Erstaunliche ging. Es war das erste Flügelschlagen der dichterischen Psyche, die mit nie befriedigtem Drange sich rastlos emporschwang. Nicht allein, daß er schon damals in fremdem Namen, und nach der Sitte der Zeit auf Bestellung festliche Gelegenheiten besang, es ging überhaupt keine freudige oder

[1] Seite 668 der fünften Auflage von Günthers Gedichten. Alle folgenden Seitenzahlen beziehen sich auf diese, als auf die erste vollständige Ausgabe.

traurige Begebenheit in Schweidnitz vor, zu der er nicht seinen Beitrag an Versen geliefert hätte. Das Meiste davon besteht eben aus jugendlichen Reimspielen und ist ohne Werth. So auch seine in diese Zeit fallenden lateinischen Exercitien in Versen. Erwähnt mögen hier nur zwei Gedichte sein, die er an literarisch berühmte Männer richtete, auf deren Besitz Schweidnitz sich etwas zu Gute that. Das eine an den gelehrten Pastor Scharff, das andere an den frommen Liederdichter Benjamin Schmolk,[1] zwei von ihm hoch verehrte Gönner. Den letzteren, dem er auch in späteren Jahren noch einige poetische Episteln widmete, besang er in dieser Zeit, als derselbe Oberprediger und Inspector der Schule wurde. Er bedient sich dabei der jenem eigenen alttestamentarischen Sangesweise, indem er ihn anredet (S. 902):

„Komm mit deinen süßen Lehren,
Theuerster Gamaliel!
Wir, dein kleines Israel,
Sind bereit dein Wort zu hören,

[1] Gottfried Balthasar Scharff, geb. 1676, gest. zu Schweidnitz als Pastor 1744. Sein Hauptwerk ist der „Schlesische Helikon," eine Anthologie aus schlesischen Dichtern. Er selbst ist in seinen poetischen Produktionen schwach, mehr werden seine gelehrten Arbeiten gerühmt. — Benjamin Schmolk, geb. zu Liegnitz 1672, kommt 1702 als Diakonus nach Schweidnitz, wird 1714 Oberprediger daselbst, stirbt 1737. Seine oft sehr innigen, tief empfundenen geistlichen Gedichte gab er unter den wunderlichsten Titeln heraus. „Geistlicher Pechweihrauch," — „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz," — „Klage und Reigen" 2c. Am verbreitetsten waren sein „Morgen- und Abendsegen" und sein „Communionbuch." Vergl. Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie, und Hoffmann (über Benjamin Schmolk) „Spenden zur deutschen Literaturgeschichte," Bd. 2.

Weil Gott, der deine Gaben schätzt,
Dich über uns zum Hirten setzt.

Wir verpfänden dir die Herzen,
Dein Befehl ist unsre Lust;
Wir eröffnen dir die Brust
Als ein Feld voll Ehren-Kerzen,
Und leisten sonder Heuchelei
Den ungezwungnen Eyd der Treu."

So wurde der junge Günther schon auf der Schule zu einer Berühmtheit. Viele seiner Mitschüler und Gönner sammelten die zerstreuten Blätter mit seinen Gedichten, da er selbst sehr sorglos und nachläßig damit umging. Er ward mit Wohlthaten überhäuft, wahrscheinlich auch, bei seiner sich immer mehr entwickelnden Liebenswürdigkeit, von manchen Seiten verwöhnt. So viel Freunde er sich indessen erwarb, es fehlte auch nicht an Feinden, die ihm entweder sein Glück zuzog, oder die er sich durch seine, schon um diese Zeit erwachende Satire selbst machte. Aus allen diesen Gedichten, selbst aus den schwächsten, spricht eine Reife des Geistes, die weit über seine Jahre hinaus geht. Dazu kommt eine ungewöhnliche Tiefe der Empfindung und jugendliches Feuer. Schon jetzt klingt zuweilen ein erotischer Ton durch seine Lieder. Er beklagt den frühen Tod eines Mädchens, das er Philindrene nennt, mit jener elegischen Wehmuth, wie sie dem Achtzehnjährigen eigen zu sein pflegt. Das Bewußtsein ein Dichter zu sein und dem höchsten Ziele nachzustreben, erfüllte ihn schon ganz, wie wir dies aus poetischen Briefen vom Jahr 1714 ersehen, die er an einen schon zur

Universität nach Leipzig abgegangenen Freund richtete. Er schreibt (S. 1098):

„O höchst beglückter Tag, der meine Dichter-Flöten
Das erstemal gehört! Der Hunger mag mich tödten,
Das Schwerdt erwürge mich, dem Feuer mag der Leib
Anstatt der Nahrung sein, wenn nur mein Zeitvertreib
Das edle Harfen-Spiel, die Seele meines Lebens,
Nicht mit dem Tode stirbt!"

In demselben Jahre ereignete sich auf der Schule ein trauriges Ereigniß. Zwei Schüler verfeindeten sich aufs heftigste, und der eine, ein Ausländer, wurde von dem andern erstochen. Der Getödtete war Günthers geliebtester Freund. Diese Begebenheit machte auf den jungen Poeten den tiefsten Eindruck. Zwei Gedichte beziehen sich darauf, darunter das Sonett S. 564:

„Mein Bruder Jonathan! Dein höchst betrübter Freund,
Dein David, weiht dir hier die Pflicht der letzten Ehre.
Verzeihe, wo ich dich durch mein Betrübniß störe,
Weil doch die Redlichkeit mit meinen Augen weint.
Der Spiegel deines Bluts, aus dem die Unschuld scheint,
Fließt nur darum so klar, daß er mein Leid vermehre,
Und dein geschwinder Fall giebt aller Welt die Lehre
Wie falsch des Glückes Gunst es mit der Tugend meint.
Ach, wunderbarer Schluß! Hat denn dein Vaterland
Kein Grab vor deinen Leib? Und muß ein fremder Sand
Dein unbeflecktes Herz mit einer Gruft versorgen?
Geduld! Der kühne Stoß, der dich aus Sodom stößt,
Hat durch das Sterben dich der Sterblichkeit erlöst,
Und auf dein Abendroth folgt nun ein schöner Morgen."

Inzwischen nahte der Abgang von der Schule heran. Günther war neunzehn Jahre geworden, und es stimmt nicht recht zusammen, daß er in seinem vierzehnten schon in die erste Classe eingetreten sein soll, zumal da unter der ersten ausdrücklich die oberste gemeint ist. Er müßte denn fünf Jahre in derselben zugebracht haben, wogegen die großen Lobeserhebungen über seinen Fleiß und seine Fortschritte sprechen. Möglich, daß die damaligen Schulverhältnisse ein anderes System als das heutige verfolgten — genug, Günther war innerlich und äußerlich zum Jüngling gereift, als er die Schule und sein geliebtes Schweidnitz verlassen sollte. Doch wünschte er nicht nur mit dem Preise in den Wissenschaften fortzugehen, er wollte auch seinen dichterischen Ruhm, und zwar durch eine außergewöhnliche That, hier befestigen. Er hatte ein Trauerspiel „Theodosius" geschrieben, und erlangte die Erlaubniß, es von seinen Mitschülern öffentlich aufführen zu lassen. Die Vorbereitungen dazu füllten ein halbes Jahr aus, und erregten die größten Erwartungen. Es war aber auch ein bemerkenswerthes Ereigniß, wie es seit Lohenstein an einer schlesischen Schule nicht vorgekommen,[1] und der Erfolg ließ die Freunde und Gönner des Dichters in eine für ihn nur um so glänzendere Zukunft blicken. Er selbst berichtet über die Vorbereitungen dazu in dem Briefe an den Leipziger Freund auf scherzhafte Weise (S. 1097):

„Der neue Bau ist aus, und das Theatrum fertig,
(Denn Schauplatz kommt so kahl) ja jeden Tag gewärtig,

[1] Lohenstein dichtete und ließ seinen „Ibrahim Bassa" in seinem fünfzehnten Jahre von den Schülern des Maria-Magdalenen-Gymnasiums in Breslau aufführen, 1650. Vergl. Wilh. Müller a. a. O.

Wenn der Befehl erschallt, der Actus soll geschehn.
Die Scenen sind gemalt und herrlich anzusehn.
Auf einer stutzt der Pan in einem deutschen Kleide,
Und auf der andern sitzt ein Bacchus auf der Weide,
Actäon schießt ein Reh mit einer Flinte todt,
Hier trägt der Himmel Gras, dort ist die Erde roth.
Hier sieht der Jupiter aus einer Zopfperücke,
Wie Juno, sein Gemal, ihr die Fontange flicke;
Dort zieht die Cynthia den weiten Steifrock aus.
Wo Troja untergeht, da brennt ein altes Haus. —
Der Künstler Dädalus fliegt mit zwo Flederwischen,
Der Zeus wohnt in der See, Neptunus in den Büschen;
Dort steht Terentius, und zeigt zu dieser Frist,
Wie emsig er das Buch des Moliere liest.
In Summa kurz gefaßt: Paris und seines gleichen
Muß in der Schauspiel-Kunst vor uns die Segel streichen."

Dieses Schauspiel, das einzige welches Günther geschrieben, ist, wenn es gleich den dramatischen Ansprüchen in keiner Weise genügt, doch von neueren Litterarhistorikern meist zu wegwerfend beurtheilt worden. Man bedenke, daß der Verfasser damals noch nicht zwanzig Jahre zählte, dann lese man es durch, und man wird erstaunen über diese Reife des Geistes in Lebensansichten und Sentenzen, über eine Menge von lyrischen Schönheiten, besonders in den Monologen. Die Composition läßt sich nicht vertheidigen, man kann Günthern nach d i e s e r Probe kein dramatisches Talent zusprechen, gleichwohl aber ist das Stück bemerkenswerth genug. Für den Biographen Günthers muß es von der größten Bedeutung sein. Denn es finden sich darin alle Richtungen des künftigen

Dichters, die sich bald gesondert in einzelnen Strahlen auseinander zweigten, schon in ihrem gemeinsamen Urkeim. Seine Satire, freilich gegen zum Theil nicht mehr erkennbare Zustände und Personen der nächsten Umgebung; die Lebendigkeit seines Geistes in dem oft raschen, hastigen Dialog; seine religiöse Lyrik in den allegorischen Zwischenacten; sein ausgelassener Uebermuth in den komischen Scenen; der leichte musikalische Fluß der Verse, der in seinen späteren Liebesliedern strömt. Dabei läuft natürlich viel Conventionelles mit unter, wie es bei der Schularbeit eines unerfahrenen Jünglings, der noch nichts von der Welt gesehen hatte, nicht anders sein konnte.

Der ganze Titel lautet: „Die von Theodosio bereute und von der Schuljugend von Schweidnitz den 24. September 1715 vorgestellte Eifersucht.“ Der Inhalt ist folgender: Kaiser Theodosius schenkte seiner Gemahlin Eudocia einen schönen, besonders seltenen Apfel. Die Kaiserin sendet denselben ihrem Geheimschreiber Paulinus, einem gelehrten, höchst edlen Manne, da dieser krank darnieder liegt. Die Sache wird entstellt dem Kaiser hinterbracht, der in seiner Eifersucht den Paulinus hinrichten läßt. Eudocia vor ein Gericht gebracht, reinigt sich von jedem Verdacht und überzeugt den Kaiser von seinem Irrthum. Er hofft, sie werde das Geschehene vergessen, sie vergiebt ihm zwar, verläßt ihn aber, um sich nach Jerusalem in ein Kloster zurückzuziehen. Mit der verzweiflungsvollen Reue des Theodosius endet das Stück.

Von einer dramatischen Spannung ist nicht eigentlich die Rede. Episoden treten störend dazwischen, der Dialog verliert sich über die Grenzen des Drama's. Allegorische

Figuren treten in den Zwischenacten, zuweilen zwischen den Scenen auf, mit auf die Handlung bezüglichen Gesängen. Der Dialog schwankt zwischen Erhabenheit und Plattheit. Die Hauptpersonen befleißigen sich jedoch meist einer pathetischen und würdevollen Sprache. So z. B. Eudocia in ihrem Monolog, mit welchem sie im dritten Act auftritt (S. 1004):

„Die Sonne geht in Gold, und führt die Pferde trinken,
Der Berge Schatten wächst, die durst'gen Gipfel winken
Bereits der kühlen Nacht, der muntre Hesperus
Weckt seine Brüder anf, Schweiß, Arbeit und Verdruß
Fällt mit den Kleidern hin. Die Träume kommen wieder,
Das müde Federvolk singt schon die Abendlieder,
Und heißt den nahen Schlaf dadurch willkommen sein.
Nur Eudocia sitzt und wacht und klagt allein,
Und sorgt für keine Ruh, die ihr die Angst verbittet. —
Die Wehmuth lässet sich durch keinen Zwang bestillen.
Getreuester Paulin! — —
Ich seh die Wetter schon an unserm Himmel streiten,
Den der Verleumdungs-Dunst mit dicken Wolken schwärzt,
In welchen Blitz und Schlag mit Donnerkeilen scherzt.
Gott, meiner Väter Gott! Der du den Frommen lohnest,
Ich halte deiner Hand in Allem gerne still,
Und weigre, hat dein Zorn was über mich verhangen,
Mich auch für diesmal nicht, die Strafe zu empfangen,
Die ich vielleicht verdient; doch denk an deine Huld,
An deine Vater-Treu, und gieb mir stets Geduld,
Die väterliche Zucht mit Freuden anzunehmen,
Und sonder Murren mich dir also zu bequemen
Wie es dein Wille fügt und mein Gehorsam heißt!“

Es wären, besonders aus der Rolle der Eudocia, die mit Vorliebe behandelt ist, noch eine Reihe schöner Stellen anzuführen. In bewegteren Situationen wird der Dialog überaus lebendig, so in der Scene wo der Kaiser seine Gemahlin der Untreue beschuldigt, und ebenso die Berathung desselben mit seinen Räthen über den Tod des Paulinus. — Einen unverhältnißmäßig großen Raum nimmt Polylogus, der Narr, im Stücke ein. Er hängt sich an jeden, drängt sich mit seinen Bemerkungen in den Dialog, hält lange satirische Reden und ist überhaupt der Träger des satirischen Elementes in der Tragödie. Diese Satire ist freilich noch sehr beschränkt und kleinlich, sie besteht meist aus beißenden Anspielungen auf Privatverhältnisse, oder aber ergeht sich in einer interesselosen Allgemeinheit. Dagegen bringt Polylogus ein paar Scenen voll des ergötzlichsten Humors in die Handlung. Vorzüglich diejenige, wo er, gefolgt von der Schaar seiner Kinder, seine eben gestorbene Frau betrauert, und zugleich um die ihm gerade in den Weg kommende Kammerzofe freit. Kaum ist der Pakt mit ihr geschlossen, als er verzweiflungsvoll einsieht, daß er durch sie unter einen noch viel härteren Pantoffel gerathen ist, als der frühere war. — Die Sprache des Polylogus und der Zofe Celendris unterscheidet sich wesentlich von der der übrigen. Einmal reden sie allein zuweilen in Prosa, dann aber auch wirft besonders Polylogus mit Zoten und Obscönitäten um sich, die freilich oft von der lächerlichsten Art sind. Ein Theaterpublikum jener Zeit konnte viel vertragen, erstaunlich aber erscheint es uns heutzutage, wie wenig die Vorsteher der Schule selbst Anstand an dergleichen nahmen, daß sie die schlüpfrigsten Reden von ihrer Schuljugend vor

der gewähltesten Gesellschaft der Stadt vortragen ließen. Günther brauchte also hier nicht zu scheuen, was Keinem tadelnswerth erschien. Jedoch erwachte ihm durch seine satirischen Ausfälle ein Heer von erbitterten Feinden, welche ihren Grimm fürs Erste noch zu verbeißen suchten. Aber in späteren Jahren, als er mitten im Kampf des Lebens stand, und sich gegen offen ihm entgegentretende Widersacher immer aufs Neue wehren mußte, hatte er wohl recht, wenn er sagte: (Nachlese 6. 207.)

„Der Kampf ist auch nicht jung, er fing sich in den Klassen
Der letzten Schulzeit an. — — —
Vielleicht hat dazumal mein Theodosius,
An welchen Volk und Stadt und Schauplatz denken muß,
Die Lästrer hin und her mit Hasenschrot getroffen.
Doch damals konnten sie noch wenig Nachlust hoffen,
Indem mich weder Freund, noch Schutz, noch Geld verließ."

Zweites Kapitel.

Erste Liebe. Abschied von Schweidnitz.

Ehe wir Günther auf die Universität begleiten, müssen wir noch auf ein Verhältniß eingehen, welches von der größten Bedeutung für sein ganzes Leben werden sollte. Er war in der ersten Blüthe der Jünglingsjahre, phantasievoll, reich an dichterischem Feuer, an tiefster Empfindung, es bedurfte nur der Anregung, um seine jugendliche Leidenschaft zu erwecken. Schönheit, Liebenswürdigkeit und Talent hatten ihm jede

Gesellschaft geöffnet. So lernte er auf dem Gute Roschkowitz in dem Bock'schen Kreise ein junges Mädchen kennen, das vom Schicksal bestimmt zu sein schien, von Jahr zu Jahr mehr über sein Leben zu entscheiden. Die Bekanntschaft mag in das letzte Jahr seines Schweidnitzer Aufenthaltes fallen.

Es war Leonore Jachmann, die Tochter eines Arztes. Wahrscheinlich hatte sie die rechten Eltern frühzeitig begraben, und lebte im Hause ihrer Stiefeltern.[1] Leonore gehört unter diejenigen Frauen, die ein ganzes Leben lang von ihrem Dichter besungen worden sind. Allein fünfundfünfzig Gedichte tragen ihren Namen, und unzählig sind die Liebeslieder, worin er ihr nach der Sitte der Zeit erfundene Namen beilegt, sowie die Erwähnungen ihrer in anderen Dichtungen. Doch kommen diese Pseudonymen, wie Amaranthis, Magdalis, Olorine, — sich selbst nennt er dann gern Philimen — nur in dieser frühen Zeit vor.

Indessen wurde ihm ihre Gegenliebe, oder die Gewißheit derselben, nicht sogleich zu Theil. Eine Reihe von Gedichten zeigt schon aus den Ueberschriften — „Als er insgeheim liebte," „Als er seine Liebe nicht sagen durfte," „Als er das, was er liebte, entbehren mußte," „Als er ihretwegen viel leiden mußte," „Als er endlich wagte, ihr seine Liebe zu entdecken" — daß sein Herz viel eher entschieden hatte, als das ihrige. Sie mochte in gleichem Alter mit ihm, oder doch nur um weniges jünger sein als er. Sie war ihm, wie das Mädchen dem gleichaltrigen Jüngling immer, an Reife des Gefühls, an Takt, an Urtheil voraus. So unbegreiflich

[1] Vergl. H. Hoffmann, Chr. Günther, ein literar-historischer Versuch, S. 16.

auch Leonorens spätere Handlungsweise, die des Dichters Unglück wurde, erscheinen mag, man kann nicht umhin Achtung vor ihrem Charakter zu hegen, und Antheil an ihrem Geschick zu nehmen. Jedenfalls war sie ein Mädchen, dessen Anschauungsweise und dessen Fähigkeiten sich über das Gewöhnliche erhoben. Sie hatte selbst poetisches Talent, hohes Interesse für Poesie, ja sogar für gelehrte Studien. Dabei war auch sie eine warmblütige, lebensvolle Natur, groß genug denkend, um sich über kleinliche Rücksichten hinweg zu setzen, und einer gleichen Leidenschaft fähig, wie Günther. Der frische, ganz von ihr erfüllte Jüngling gewann ihr Herz, und mit jubelndem Entzücken sang er jetzt jenes schöne Lied „Als Leonore sich endlich zum Lieben bewegen ließ" (S. 294):

„Eleonore ließ ihr Herze
Nicht länger unempfindlich sein,
Sie räumt es nach so langem Schmerze
Dem wohlbekannten Dichter ein,
Und ließ ihn unter Schwur und Küssen
Den Anfang ihrer Neigung wissen."

Sie will nun keiner Zurückhaltung mehr Raum geben, sie liebt, und weiß was sie wagt, indem sie sich ihm anvertraut. Aber sie giebt ihm zu bedenken, daß er auch Achtung vor ihrer Liebe trage, daß er dem heimlich und kühn beschlossenen Bunde nicht treulos werde:

„Ich habe nichts als dein Gemüthe,
Worauf ich mich verlassen kann,
Verläßt mich jemals dessen Güte,
So ist es ganz um mich gethan,

So werd ich allen auf der Erden
Ein Märchen und ein Greuel werden!

Dies sagte sie mit nassen Wangen,
Und zog ihn eilends, brünstig fort,
Und führte sein bestürzt Verlangen
An den schon oft besuchten Ort,
Wo nichts als Graus und Nacht regieret,
Und Tod und Stille triumphieret."

Ein ernster Ton klingt schon durch das erste Liebesglück. Der Kirchhof ist es, wo sie heimlich zusammenkommen, um sich über Gräbern ewige Treue zu geloben.

„Hier fing sie brünstig an zu weinen,
Und rief: Ihr Todten, zeuget mir!
Bei meiner Eltern Leichensteinen,
Und ihrer Asche schwör ich dir,
Daß mich dein Herz allein vergnüge,
Bis daß ich hier versammlet liege!

Du wirst die Redlichkeit erkennen,
Und bin ich gleich ein armes Kind,
Mir ewig deine Seele gönnen.
Ich weiß zwar wie die Männer sind;
Aus Liebe glaub ich deinen Schwüren,
Sie werden mich wohl nicht verführen.

Der Dichter trocknet ihre Thränen
Mit tausend warmen Küssen ab,
Und als das weich und stumme Sehnen
Ihm endlich Zeit zur Antwort gab,
So zog er die geliebten Glieder
Mit diesem Trost ins Gras darnieder.

Komm her! du Nahrung meiner Flammen,
Komm, lege dich an meine Brust!
Hier wohnen Gluth und Treu beisammen.
Hier wallen sie nur dir zur Lust.
Hier wird, so oft das Herze schläget,
Dein Bildniß fester eingepräget.

Du bist mein einziges Ergetzen,
Ich bin, nächst Gott, dein Schutz und Schild;
Und wie der Werth von allen Schätzen
Mir gegen dein Verdienst nicht gilt,
So sollst auch du nach langen Jahren
Die Dauer meiner Lieb erfahren."

Der Kirchhof bleibt der Ort ihrer Zusammenkünfte: Leonore weiß sich von den Geistern ihrer Eltern gesegnet, aber vor den Stiefeltern muß sie das Verlöbniß tief verbergen. Sie würden eine so ungewisse Verbindung mit dem ganz mittellosen, blutjungen Günther nie zugegeben haben. Die Liebenden trösten sich in glücklicher Gegenwart mit einer, wenn auch fernen, doch um so schöneren Zukunft, und das Gedicht „Die immer grünende Hoffnung. An Leonoren" spricht eine lebensmuthige, hohe Zuversicht aus. (Im Anhang mitgetheilt.) Inzwischen konnte sich Leonore doch mancher Besorgnisse nicht erwehren, und diese wuchsen, als das Verhältniß ausgespäht wurde, und beide ihre Liebe nun vor der Welt zu vertreten hatten. Dazu kam, daß Günthers Abgang zur Universität vor der Thür war. Die Liebenden hatten viel zu erdulden, Günther aber, jugendfrisch in die Ferne blickend, von tausend Hoffnungen auf Freiheit, Selbständigkeit

und Freude, in die Welt hinaus zu kommen, getragen, konnte Spott, Verlästerung und Tadel eher von sich weisen. Schlimmer daran war Leonore. Die Bedenklichkeiten Anderer gegen dieses Verlöbniß, die täglich sich mehrenden Anzweiflungen, daß der noch so junge Günther seine Treue bewahren werde, fingen an sie ernstlich zu erschrecken. Sie konnte dem Geliebten ihre Bangigkeit nicht verbergen. In so manches Gedicht legt er darauf Trost und die heiligsten Versicherungen für sie nieder, und so auch singt er (S. 306):

„Ach Kind, verschone mich in dir,
Und laß mich unbetrübt von hier,
Was quälst du mich mit so viel Thränen?
Es sind die Kräfte meiner Brust,
Ach, hast du denn bei so viel Sehnen
Noch gar zu meiner Ohnmacht Lust?

Ich bin wohl so genug geplagt,
Verfolgt, verleumdet und verjagt,
Und du willst noch die Angst verstärken?
Was Günther fühlt, das weiß sein Herz,
Ich laß es kaum die Hälfte merken,
Sonst macht' ich dir noch schärfern Schmerz."

Die Zeit, versichert er, soll keine Macht über sie ausüben:

„Sei arm, verlassen und veracht',
Verliere, was gefällig macht,
Laß Zahn und Farb und Jugend schwinden,
Du bleibst in meinen Augen schön,
Und sollst sie allemal entzünden,
So lange sie noch offen stehn!

So wurde Leonore ruhiger, und sah getroster in die Zukunft. Endlich kam die Abschiedsstunde, die er später in folgende Strophen faßte (S. 318):

„Ich nehm in Brust und Armen
Den schweren Abschiedskuß!
Der Himmel hat Erbarmen
Indem er trennen muß.
Ich küß', ich wein' und liebe,
Mein treues Lorchen spricht
Sie habe gleiche Triebe;
Wie aber —! Weint sie nicht?

Leonorens Antwort.

Du suchest ja dein Glücke,
Das hier wohl nicht mehr blüht,
Ich hasse das Geschicke,
Das uns vonsammen zieht.
Ach, sähst du meine Schmerzen —
Ich schweige, werthes Licht!
Ich liebe dich von Herzen,
Und darum wein ich nicht."

So groß auch Günthers Freude war, nun in der Fremde das Leben in weiteren Kreisen kennen zu lernen, der Abschied von Schweidnitz wurde ihm doch außerordentlich schwer. Und zwar, nächst Leonoren, am schwersten der von den Freunden. Günther hatte ein überaus tiefes Gefühl für Freundschaft, er spricht diese Empfindung in Versbriefen mit einer Innigkeit aus, ebenso warm wie seine Liebe. Und dazu war ihm Schweidnitz wie eine Heimath geworden. Hundertfacher Dank

knüpfte ihn an hochverehrte Gönner, an Familien, wo er liebevolle Aufnahme gefunden, an Hügel und Thäler der Umgegend, wo er zuerst geträumt und gedichtet hatte. Schon ist sein Koffer gepackt, der Abschied genommen, er wirft noch einen letzten Blick in sein „Stammbuch," das ihm die Freunde zurückgebracht, und von Erinnerungen überwältigt, singt er (S. Nachlese S. 184):

„Mein Buch, das eure Feder kennt,
Mein Zimmer, das nun wüste stehet,
Der Herd, der jetzund einsam brennt,
Die Straße, so nach Striegau gehet;
Der Abend, so den Freund erstach,
Daß mir das Herze zehnmal brach;

Dies Alles, sag ich, sind fürwahr
Die Friedenstörer meiner Sinnen.
Ach könnt' ich, sprech ich, noch ein Jahr
Von der verfloßnen Zeit gewinnen,
So höre meines Lebens Lauf,
Wenn es zerflossen, willig auf!

Ach, Kinder, ach, ich kann nicht mehr
Die Finger vor Betrübniß rühren!
Gebt meiner Bitte noch Gehör,
Laßt mich die alte Regung spüren,
Verändert nicht die reine Treu,
Und steht mir bei dem Höchsten bei!" —

Am 24. September 1715 reiste Günther von Schweidnitz ab, um in Wittenberg die Medicin zu studiren. Er war mit Gelde wohl versehen, Unterstützungen hatte man ihm

zugesagt, auch der Vater legte von seinen Ersparnissen jetzt einen kleinen Wechsel bei. Sein Weg ging nach Frankfurt an der Oder, wo er bis Mitte November blieb. Was ihn so lange hier aufgehalten, ist unbekannt. Doch suchte er hier die berühmtesten Professoren der Universität auf, wie er denn überhaupt auf dieser Reise in jeder bedeutenderen Stadt sich den gelehrtesten Männern vorstellte. Von Frankfurt aus schrieb er an Leonoren einen Brief in Versen, voll Liebe und Sehnsucht. Er denkt mit Innigkeit jeder kleinen Freude, die sie ihm bereitet (S. 630):

„Ach, wie vergnügt mich nicht die Arbeit deiner Hände,
Die mir in dem Horaz die Verse abgezählt!"

Sein nächster längerer Aufenthalt war in Berlin. Erst Anfang December langte er in Wittenberg an.

Drittes Kapitel.

Wittenberg. Leonorens Untreue. Günthers Wandlung.

(1716–1717.)

Günther hatte wohl nicht freiwillig oder aus besonderer Vorliebe das Studium der Medicin gewählt, vermuthlich war er nur von seinem Vater dazu angeregt worden. Er kam nicht ohne medicinische Vorkenntnisse nach Wittenberg. Der alte Günther hatte es sich angelegen sein lassen, den Sohn, wenn er die Ferien in Striegau zubrachte, durch mündliche

Belehrung und durch Bücher in die Elemente einzuweihen. So hörte der Student seine collegia medica bei den Professoren Berger und Vater senior und junior. Alle die ihn damals kannten, bezeugen, daß er anfangs mit Fleiß die Hörsäle besuchte, und den besten Willen hatte, sich für seine Wissenschaft zu interessieren. Bald aber verdrängte die Liebe zur Dichtkunst die Fachstudien. Das freie studentische Leben nahm ihn mehr und mehr gefangen, er fing an als ein schlechter Wirth zu hausen, sorglos, wo die ferneren Mittel herkommen sollten. Das Geld war verthan, er mußte borgen und sich durch Gelegenheitsgedichte seinen Unterhalt erschreiben. Aus dieser Zeit stammen einige seiner frischesten Studentenlieder, z. B. die beiden noch heut in Liederbüchern aufgeführten „Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!“ und „Brüder laßt uns lustig sein.“ (Beide im Anhang mitgetheilt.) Seiner Leonore bewahrte er die liebevollste Treue. Er heißt sie muthig ausharren, er bittet, er fleht, daß sie nicht wanken möge.

„Die Zeit kann Alles möglich machen,
Drum fasse dich nur mit Geduld!
Der Himmel blitzt, die Spötter lachen,
Getrost! es ist nicht unsre Schuld.
Der Anfang unsrer reinen Liebe
Ist Unruh, Unglück, Hohn und Pein;
Das Mittel ist nicht minder trübe,
Doch soll das Ende lustig sein.“ (S. 1052.)

Er sendet ihr Briefe in Versen, Sonnette, Lieder, (einige davon siehe im Anhang) er erfüllt ihre Bitten um

Gelegenheitsgedichte, die sie zu eigenem Zweck verwenden will, und fügt hinzu (S. 1048):

„Du fromm und treues Blut, geliebte Leonore!
Hier ist das schlechte Lied, so ich dir schuldig war.
Mein allzu sichrer Mund wagt es auf die Gefahr,
Und plagt dein zartes Ohr mit einem Haberrohre.
Doch kriegt dies welke Blatt von deiner Hand den Werth,
So hab ich, was mein Wunsch, und dein Befehl begehrt.
Und werde mich forthin von nichts verhindern lassen,
Dein wohlverdientes Lob in einen Reim zu fassen."

Bald indessen fing der Himmel seiner Liebe an sich zu trüben. Von seinem Wittenberger Leben war hinter seinem Rücken mancherlei, und wahrscheinlich entstellt und übertrieben, nach Schweidnitz berichtet worden. Seine alten kleinstädtischen Feinde traten als Ankläger auf, machten Leonoren das Herz schwer und drangen in sie, sich von dem leichtsinnigen Menschen loszusagen. In ihrer Angst schreibt sie an ihn. Er entgegnet bestürzt (S. 623):

„Wie? Hör ich das von dir? — —
Mein Kind, bedenke mich; was beugst du mir das Herz,
Weil ich erfahren muß, daß mir dein Ohr nicht glaube!
Dein Vorwurf setzet mir ein Messer an die Kehle,
Glaubst du, daß Günther dies, was deine Freundschaft, thu?
Von der ich jeden Tag ein neues Unglück zähle?
Mein Kind! eröffne mir, wer hat dein Haupt verrückt?
Ist meiner Schwester Brief ein angestellter Possen?"

Diese Schwester Günthers scheint ganz besonders gegen die Verbindung ihres Bruders gewesen zu sein, und in

unwürdiger Weise dagegen machinirt zu haben. Die Geschwister standen in keinem innigen Verhältniß, er erwähnt ihrer nur selten, und zeigt sie dann in keinem vortheilhaften Lichte. Sie war unglücklich verheirathet, dies hatte ihren Charakter versäuert, so daß sie, bei ihren kleinlichen Anschauungen, ränkesüchtig und mit unseliger Geschäftigkeit in das Leben des Bruders eingriff. Er warnt Leonoren vor ihr, und schreibt (S. 695):

„Nur bitt' ich, trau nächst Gott sonst keiner Seel, als mir!
Du bist mein Schatz und Ruhm, dich will ich auch beschützen.
Laß fahren, was nicht bleibt! Laß Tadler Pfeile schnitzen,
Kein Blutsfreund ist so nah, er schadet dir und mir."

Und immer aufs Neue versichert er ihr (S. 256):

„Gott und Himmel können zeugen,
Daß ich dir beständig bin,
Eher wird die Wahrheit schweigen,
Als mein falsch und leichter Sinn
Das geknüpfte Band zerreißen,
Und des Meineids schuldig heißen."

Aber immer beunruhigendere Gerüchte aus Schweidnitz dringen jetzt zu ihm. Ein Herr Täuber, ein reicher und angesehener Mann, wirbt um Leonorens Hand. Günther beschwört sie, ihrer Eide zu denken, aber statt aller Antwort von ihr kommt die Nachricht, daß sie Täubers Braut sei. Er kann es nicht fassen, nicht glauben, und doch ist es Wirklichkeit.

„Ja, wenn mir alle Welt auf solchen Fall geschworen,
Ja, wenn ein Engel selbst dergleichen prophezeit,

So hätt' ich wohl gedacht, sie reden wie die Thoren,
Und kennen wohl noch nicht der Liebe Zärtlichkeit." (S. 633.)

Er schreibt an sie, er hofft immer noch von ihr selbst zu hören, daß das Ganze ein leeres Gerücht sei, oder wenn das nicht, sie zur Rückkehr zu der ihm gelobten Treue zu bewegen. Er beschwört sie bei all den geliebten Erinnerungen, bei den Gräbern der Eltern, an welchen sie ihren ersten Schwur tauschten; bei allem Leid, was sie mit einander bereits ausgestanden; bei den kühnen Hoffnungen, in welchen sie selbst einst für seine Zukunft geschwelgt hatte:

„Du strahltest als ein Stern in jener Frauen Orden,
Den unsre Poesie des Nachruhms Lorbeern steckt!"

Sie, die den ersten Zweifel an seiner Beständigkeit ausgesprochen, sie habe die Treue gebrochen?

„Mit was vor Zuversicht und Augen und Gewissen,
Getraust du dich forthin, mein Antlitz anzusehn?
Verführteste der Welt! Betrogne Leonore —"

Aber nein, er vermag es noch nicht für Wahrheit nehmen, daß sie ihr eigenes und sein Unglück herauf beschwören wolle. Er malt ihr eine unselige Zukunft aus an der Seite eines Mannes, den sie unmöglich lieben könne, und weist sie auf das traurige Loos seiner Schwester hin, um sie davon abzuschrecken (S. 694):

„Gedenke nur zurück und sieh die Schwester an,
So wie ich prophezeit, so ist es auch ergangen.
Was hilft ihr aller Praß von Kleidern, Perl und Spangen,
Wenn kein geruhig Herz davon genießen kann?

Ihr Kuß ist lauter Gift, ihr Ehbett eine Hölle,
Und wo ihr Mann nur weicht, füllt Schimpf und Groll die Stelle."

Noch einmal ruft er ihr die unschuldigen Freuden der Vergangenheit ins Gedächtniß:

„Alsdann besinne dich auf Garten, Gras und Linden,
Worunter oft mein Schooß dein schläfrig Haupt gewiegt!
Da wirst du mich nicht mehr auf jenem Felsen finden,
Auf welchem noch von uns ein Bundeszeichen liegt.
Die letzte Sommernacht wird nicht mehr wieder kommen,
Spiel, Küsse, Tanz und Vers, und Sträußer treuer Hand,
Sind Schätze, die du dir aus Falschheit selbst entwandt.

Es hat mir wohl geahnt: denn kannst du dich besinnen,
Bei welcher Gartenlust dein Ring den Finger band?
Mein Auge fing dort nicht ohn Ursach an zu rinnen,
Dir aber fiel das Blut in Tropfen auf die Hand.
Noch mehr, die nächste Nacht verlor ich dich im Traume,
Und weckte mich fast selbst durch Angst und Winseln auf.
Der unverhoffte Bruch von deinem liebsten Baume
Wies etwan auch vorher der Liebe kurzen Lauf. —
Sei da! und schütze vor, man habe dich gezwungen;
Der, die wahrhaftig liebt, hat Flehn und Zwang nichts an!
Du selbst hast nicht gewollt, sonst wär' es wohl gelungen!"

Es blieb eine traurige Wahrheit, Leonore war die Braut eines Andern. Was das unglückliche Mädchen zu diesem Treubruch vermocht hat, bleibt unaufgeklärt. Man mag Günther heftig bei ihr angeschwärzt, seinen Leichtsinn, seine Jugend, seine Armuth vorgewendet haben, am wahrscheinlichsten

bleibt es, daß sie ihrer Familie durch die Verheirathung mit dem reicheren Manne ein trostloses Opfer gebracht habe. Auf Günther machte dieser Schritt den furchtbarsten Eindruck, ja er wurde geradezu zu seinem Verderben. In seinen heiligsten Empfindungen, in seinem höchsten Stolz, in seinem ganzen Wesen sah er sich gekränkt und erschüttert. Welch einer Leidenschaft er fähig sei, sollte jetzt erst zu Tage kommen. Bald in kältestem Hohn der Verachtung, bald in glühendstem Auflodern des Zornes, gepaart mit erwachendem Trotze gegen sein beleidigtes Herz, ergeht er sich im Gesange.

„Ich habe genug!
Lust, Flammen und Küsse
Sind giftig und süße
Und machen nicht klug.
Komm selige Freiheit und dämpfe den Brand,
Der meinem Gemüthe die Weisheit entwandt!

Was hab' ich gethan!
Jetzt seh ich die Triebe
Der thörichten Liebe
Vernünftiger an.
Ich breche die Fessel, ich löse mein Herz,
Und hasse mit Vorsatz den zärtlichen Schmerz.

Was quält mich vor Reu?
Was stört mir vor Kummer
Den nächtlichen Schlummer?
Die Zeit ist vorbei.
O köstliches Kleinod! o theurer Verlust!
O hätt ich die Falschheit nur eher gewußt!

Geh, Schönheit und fleuch!
Die artigsten Blicke
Sind schmerzliche Stricke.
Ich merke den Streich,
Es lodern die Briefe, der Ring bricht entzwei,
Und zeigt meiner Schönen: nun leb ich recht frei.

Nun leb ich recht frei,
Und schwöre von Herzen,
Daß Küssen und Scherzen
Nur Narrenspiel sei,
Denn wer sich verliebet, der ist wohl nicht klug,
Geh, falsche Sirene! ich habe genug." (S. 242.)

Aber zu wahr und innig war seine Liebe, als daß er sie hätte durch kalten Hohn und Trotz besiegen können. Das Gemüth wollte sein Recht, und in schmerzlicher Klage singt er (S. 275):

„Will ich dich doch gerne meiden,
Gieb mir nur noch einen Kuß,
Eh ich sonst das letzte Leiden
Und den Ring zerbrechen muß!

— — — —

Laß dich etwas bessers küssen!
Alles gönn' und wünsch' ich dir,
Aber frag auch dein Gewissen!
Dieser Zeuge bleibet mir.
Lerne doch nur weiter denken,
Dürft es dich auch einmal reun?
Dürft auch mein verstoßnes Kränken,
Deines Ehstands Hölle sein?

Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun dir selbst ihr Mitleid kund;
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen sie um unsern Bund.
Diese Zähren=vollen Rinden
Ritzt die Unschuld und mein Flehn,
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugesehn.

In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn;
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrein,
Und da soll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze sein!"

Inzwischen nahte Leonorens Verheirathung heran. Sie wurde am 24. Januar 1716 mit Täuber getraut. Da drängte sich noch einmal das ganze Weh des verlassenen Günther in einen letzten Schrei der Verzweiflung zusammen:

„Ach Gott! mein Gott! erbarme dich!
Was Gott? was mein? und was erbarmen?
Die Schickung peitscht mit ausgestreckten Armen;
Und über mich,
Und über mich allein
Kommt weder Thau noch Sonnenschein,
Der doch sonst auf der Erden
Auf Gut' und Böse fällt!

Die ganze Welt
Bemüht sich meine Last zu werden.
Von außen drängt mich Haß und Wuth,
Von innen Angst und Blut —
Und dieses soll kein Ende nehmen!" (S. 366.)

Für seinen Schmerz, für sein in allen Fugen erschüttertes und aufgestörtes Wesen suchte er nun Betäubung. Die Eine, deren Treulosigkeit er der Welt und dem Himmel abgeläugnet hätte, wenn es möglich gewesen wäre, diese Eine hatte ihn hintergangen, und fortan wollte er nichts mehr von weiblicher Tugend hören. Mit der ganzen Sinnlichkeit seines glühenden Naturells stürzte er sich in Genuß, in die wildesten Ausschweifungen, die das damalige Studentenleben ihm darbot. Er hat dasselbe in Gedichten genugsam geschildert, es war von einer Roheit und sittlichen Versunkenheit, in der noch die Nachwehen des dreißigjährigen Krieges zu erkennen sind. Tobende Gelage, bei welchen der Branntwein eine Rolle spielte, ohne Ende; Degenwetzen, Raufereien zwischen den Landsmannschaften bei Tage, zwischen Bürgern und Studenten bei Nacht; förmliche Gefechte mit Blutvergießen; rohe Anmaßung und Gewaltthätigkeiten. Ein cynisches, rücksichtslos willkürliches Treiben, dem keine gesetzliche Maßregel zu steuern vermochte. Wittenberg gehörte damals, nächst Jena, zu den verrufensten Universitäten.[1] In diesen Strudel warf sich Günther mit herausforderndem Trotze. In halb soldatischer

[1] Wen es interessirt, mehr darüber zu lesen, wird reiche Ausbeute finden in der „Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von Richard und Robert Keil, 1858."

Tracht, den Raufdegen an der Seite, machte er alle Wechselfälle eines solchen Lebens durch, verschwendete, borgte, dachte weder an Zukunft noch Vergangenheit, ganz vom Genuß des Augenblicks gefangen, und von den tollen Eingebungen seiner zügellosen Brüderschaft mitgenommen. Es konnte nicht fehlen, daß in so schlechter, ja verworfener Gesellschaft auch innerlich eine Wandlung der bedrohlichsten Art mit ihm vorging. In Günthers Natur lag Edles und Niedriges in starker Ausprägung dicht beisammen, es bedurfte nur der Anregung um das Eine oder das Andere bis zum Extrem hervorzurufen. In dieser gewaltsamen Wandlung aber, die ihn jetzt überkam, schlugen selbst seine besseren Eigenschaften in ihr Gegentheil um. Seine Achtlosigkeit gegen Besitz, seine Freigebigkeit, wurde zur Verschwendung; sein jugendlich keckes Wesen zur Frechheit; seine Genialität zur Lüderlichkeit. Diese Uebergänge spiegeln sich in fast allen seinen Gedichten jener Tage. Denn selbst mitten im Taumel seiner Ausschweifungen hörte er nicht auf zu dichten. Er besaß eine außerordentliche Leichtigkeit der Versifikation und des Reimens, so daß er improvisierend selbst seine Briefe in Versen nieder schreiben konnte, ja den Vers der Prosa vorzog. So auch war er stets erbötig und schnell bei der Hand, Gelegenheitsgedichte für Geld zu machen. Dann aber auch stammt aus dieser Zeit jene Reihe von Gedichten, die seinem Namen in der Literatur den sprichwörtlichen Stempel der Roheit aufgedrückt haben. Jeder sittlichen Voraussetzung sich entschlagend, singt er die unzüchtigsten Lieder, bald für diese bald für jene Schöne, und endlich jene wahre Don Juansphantasie für alle Weiber: „Auf die ihm so beliebte Abwechslung im Lieben" (S. 258). Er

rühmt sich seines weiten Gewissens, in welchem er Alle beherbergen könne:

„Nur kommt mir nicht etwa mit albernen Possen,
Und rückt mir mit starken Versprechungen vor,
Im Lieben hat wahrlich die Rache kein Ohr,
Ich schwöre verbindlich, bis daß ich's genossen.
Und bin ich dann fertig, dann schwenk ich den Hut,
Und gehe zur Andern, die eben das thut." (S. 259.)

Man hat es ihm zum Verbrechen gemacht, daß er zwei Gedichte unter den Titeln schrieb: „Als er einen dichten Rausch hatte, dictirte er folgende Verse einem Andern in die Feder" und „Als er gleichfalls zu einer andern Zeit dicht berauscht war." Hier jedoch dürfte Günther in Schutz zu nehmen sein. Denn einmal ist es noch gar nicht ausgemacht, daß er selbst diese Gedichte mit diesen Ueberschriften versehen habe. Unachtsam und gleichgültig warf er meist die Blätter mit seinen Versen hin, es mochte sie an sich nehmen wer da wollte. Er hat sie nie gesammelt, erst nach seinem Tode wurden die zerstreuten zusammengelesen und gedruckt. Nun aber ist es augenscheinlich, daß die Herausgeber (über deren Willkürlichkeit übrigens schon Mencke Klage führt [1]), zu einer

[1] Act. erudit. Th. 101, S. 350. „Im übrigen habe ich bemercket, daß derjenige, welcher diese Gedichte heraus gegeben, solche an unterschiedenen Orten geändert. Es macht aber der wenigste Theil dieser Aenderungen Herr Günthern Ehre, indem die meisten Stellen in dem ersten Druck der Carminum, welche er selbst besorget, viel nachdrücklicher und besser, als in dieser geänderten Auflage klingen." — Unter dem „ersten Druck" kann Mencke nur die auf Flugblätter gedruckten Dichtungen verstehen, es müßte denn irgend eine frühere Sammlung vollkommen verloren gegangen seyn, was kaum anzunehmen ist.

Menge von titellosen Gedichten aus eigener Ermächtigung Ueberschriften ersinnen mußten, anderntheils, daß von den eingesandten manche durch ihren Besitzer mit einer Notiz versehen waren, die, da sie aus persönlichem Verkehr mit dem Dichter herrührte, als biographisch interessanter Titel benutzt werden konnte. Dies wird um so wahrscheinlicher, da in den beiden erwähnten Gedichten Titel und Inhalt in gar keinem Verhältniß stehen. Denn beide sind vollkommen klar, und zeigen nicht eine Spur des Berauschtseins, ja sie sind, wenn er sie wirklich im Rausch dichtete, besser als viele, die die Besten seiner Zeit in ihrer Nüchternheit zu Stande brachten. So z. B. eine Stelle aus dem ersten Gedicht (S. 921):

„Ich weiß es, daß mein treu Gemüthe
Dem Pöbel ein Gelächter macht,
Ich weiß auch, daß des Himmels Güte
So gut vor mich, als Alle wacht.
Und darum wird mir mein Gewissen
Auch gegen Narren zeugen müssen.

Die Welt ist jetzo voller Narren,
Und darum bin ich einer mit,
Und der hat wohl den größten Sparren,
Der aus gemeinem Gleise tritt.
Indessen wird der Schluß nicht trügen,
Daß mancher auch kann wacker lügen.

Man lügt bisweilen nach der Mode,
Und nach der Mode lüg' auch ich:
Ein jeder schwimmt im Narren-Sode,
Ihr Narren, was verdenkt ihr mich?

„Ihr Narren lügt, so will ich lügen,
Bis daß wir alle Kappen kriegen!"

Das andre ist gar ein durchaus reines und zartes Liebesgedicht, und endet mit der Strophe (S. 923):

„Mags doch seyn! ich will verehren,
Was ich nicht genießen kann;
Willst du meine Lieder hören,
O so hör auch dieses an!
Daß der Strahl von deinem Glanze,
Welcher dich vor andern ziert,
Auch den Ruhm von meinem Kranze
Mit sich auf die Nachwelt führt."

Doch sollen die leichtfertigen Gedichte Günthers, ebenso wie sein Lebenswandel, nicht vertheidigt, sondern nur motiviert werden. — Auch harmlosere Lieder singt er in dieser Zeit, wenn gleich der Gegenstand ohne hohe Würde ist, z. B. das „Lob des Knastertobacks" (S. 917):

„Nahrung edler Geister,
Aller Sorgen Meister,
Du mein Element
Was man jetzo Knaster nennt,
Komm und laß die müden Sinnen
Wieder Ruh gewinnen!"

Er erklärt ihn für das edelste Kraut, höher als den Lorbeer und den Epheu, der die Poeten krönt, seine Segnungen seien so groß, daß anstatt des Getreides, alle Felder nur von ihm bedeckt sein müßten, und macht den humoristischen Schluß:

„Junge! schneide Knaster!
Dieses Lebenspflaster
Ist ein Polychrest.
Dem, der uns nicht rauchen läßt,
Soll anstatt der Nerv und Flachsen
Ein Tobacks-Strunk wachsen!“

Wie sehr er sich indessen bestrebte Leonoren zu vergessen, so konnte er doch sein Ohr vor den mancherlei Nachrichten aus Schweidnitz nicht verschließen. So erfuhr er bald, daß Leonorens Ehe eine sehr unglückliche sei, und daß sie in tiefem Schmerze noch sein gedenke. Aber ihn erfüllt nur Bitterkeit, er will kein Mitleid in sich aufkommen lassen.

„Bleib nur, bleib, betrogne Schöne!
Bleib nur, bleib bei deiner neuen Lust!
Vormals traf mich dein Gehöhne
Bei den Seufzern treuer Brust;
Jetzo rächst du mich an dir,
Jetzo klagst und weinst du mir;
Klag und weine nur,
Falsche Creatur!
Meine Treu spricht: Weit von hier!

Spare nur die späten Thränen,
Leide, bitte, schwöre, geh und fleuch,
Deiner Wehmuth nasses Sehnen
Macht mein Herze nicht mehr weich.
Was ich dir nur wohl gethan,
Schreib ich mir zum Fehler an;

Zeigt doch schon das Weh
Deiner tollen Eh',
Was verstoßne Liebe kann!" (S. 283.)

Von dieser Stimmung sind noch mehrere Gedichte durchdrungen. Allein das Unglück Leonorens verfehlte doch nicht Eindruck auf ihn zu machen. Sein Trotz wie sein Schmerz hatte sich physisch und moralisch ausgetobt, und es kamen auch wieder Zeiten für ihn, wo er besser lebte, reiner empfand, und mit einem Schauder auf seine Umgebungen blickte. Da tauchten mit den alten Erinnerungen auch edlere Empfindungen in ihm auf, und als ein voller Grundton des Gemüths klingt es aus seiner Brust:

„Welch süß und holder Gnadenstrahl
Verwandelt mich von innen?
Was raubt mir so bald auf einmal
Die alten Wünsch' und Sinnen?
Mein Herz ist froh, mein Geist wird frei,
Und reißt der Lüste Band entzwei,
An dem er stark gehangen." (S. 70.)

Er kann wieder beten, und mit überströmendem Gefühl wirft er sich vor Gott nieder, und fleht um Strafe und um neue Kraft. Und so auch denkt er mit geläutertem Herzen Leonorens. Ja, er vergibt ihr, die alte Liebe wird wieder wach, Leonorens Unglück versöhnt ihn mit ihr (S. 245):

„Gedenk an mich und meine Liebe,
Du mit Gewalt entrißnes Kind!
Und glaube, daß die reinen Triebe
Dir jetzt und allzeit dienstbar sind,

Und daß ich ewig auf der Erde
Sonst nichts als dich verehren werde.

Gedenk an mich in deinem Glücke,
Und wenn es dir nach Wunsche geht,
So setze nie den Freund zurücke,
Der bloß um dich in Sorgen steht!
Auch mir kann in dem besten Leben
Sonst nichts als du Entzückung geben.

Gedenk auch endlich an die Stunde,
Die mir das Herz vor Wehmuth brach,
Als ich, wie du, mit schwachem Munde
Die letzten Abschiedsworte sprach.
Gedenk an mich und meine Plagen,
Mehr will und kann ich jetzt nicht sagen."

Sehnsüchtige Erwähnungen Leonorens finden sich fortan in vielen Gedichten, ja es sollte, durch ein trauriges Ereigniß veranlaßt, wiederum eine Annäherung zwischen den Getrennten stattfinden. Leonore war Mutter geworden, hatte aber schon nach einigen Monaten den Tod ihres Kindes zu beklagen. Günther empfand tiefes Mitleid mit ihrem Schmerze, und diesem Augenblick des reinsten Antheils verdanken wir zwei seiner schönsten Gedichte, „Zuruf eines seligen Kindes aus der Ewigkeit," und „An Leonoren beim Absterben ihres Karl Wilhelms." (Beide im Anhang mitgetheilt.) Er schrieb auch an sie, versicherte sie, daß er mit ihr traure, und ihr gern ihren Schmerz abnehmen möchte. Er erklärt ihr, daß er sie immer noch liebe, und wie er es empfindet und ausspricht, verstößt er nirgends gegen ein Gesetz der Sitte (S. 824):

„Ist auf der Welt ein Weib, an dem mir unter allen
Witz, Tugend und Person im Herzen wohl gefallen,
So ist es, laß mir hier ein frei Bekenntniß zu,
Ein Bild von seltner Art, und welche sonst, als du?

— — — —

Geh du auch selbst in dich, und frage dein Gewissen,
Ich weiß, es wird mir jetzt ein Zeugniß geben müssen,
Daß manch verborgner Trieb, man weiß oft selbst nicht wie,
Zwo Seelen unverhofft geheim züsammen zieh.
Dies ist der stumme Bund, den niemand wehrt und hindert,
Und dessen starke Gluth Gesetz und Macht nicht mindert. —
Die Freundschaft unter uns soll ohne Fleck und Schein,
Und du von nun an mir die liebste Schwester sein."

Zu einem weiteren Verkehr beider konnte es aber nicht kommen, und Leonore tritt fürs Erste wieder in den Hintergrund. Dagegen hatte er andre Beziehungen von ziemlich unerquicklicher Art mit Schweidnitz angeknüpft, nämlich literarische Streitigkeiten, wenn man sonst ein kleinliches Satirengefecht so nennen kann.

Hatte er schon als Schüler seiner satirischen Regung gern Worte gegeben, so bildete sich diese Richtung jetzt, wo sein ganzes Wesen in eine oppositionelle Stellung gerathen war, immer mehr aus. Wir werden später genauer auf seine Satirenpoesie einzugehen haben, hier möge nur zweier der bemerkenswertheren Gedichte dieser Art erwähnt werden. Ein Herr Crusius oder Krause, juris practicus und Polyhistor, gab in Schweidnitz eine Art gelehrten Wochenblattes heraus, unter dem Titel „Vergnügung müßiger Stunden." Günther erzählt nun eine Geschichte, deren Schauplatz der

Olymp ist. Apoll ist krank, die Musen bemühen sich, jede einzeln, vergeblich ihn zu heilen. Da wird ihm das Werk „Vergnügung müßiger Stunden“ gebracht. Er nimmt es als ein Brechmittel ein, befindet sich, nachdem es gewirkt hat, wieder wohl, und ernennt die Schrift zum Universalvomitiv der Götter. Das Gedicht, übrigens auch ein Gelegenheitscarmen bei der Doctorpromotion eines Freundes und Landsmannes, ist sehr fließend und glatt, und nicht ohne Humor. Es unterscheidet sich vortheilhaft von seinen andern gleichartigen Produktionen dieser Zeit. Herr Crusius aber nahm, aufs Tiefste verletzt, die nächste Gelegenheit wahr — und zwar die unpassendste, eine Hochzeit — um sich in Versen an dem Urheber zu rächen. Unter dem Titel „das verwegne Splitterrichtern der Welt“ macht er seinem Aerger Luft, spricht von einem „Herrn Ottermolch,“ einem „böotischen Schmierflegel aus Wittenberg,“ und nennt endlich Günthers Namen, als den Vertreter aller poetischen Niederträchtigkeit. Das ließ sich der zweiundzwanzigjährige Günther nicht bieten. Er entgegnete, ohne auf eine Gelegenheit zu warten, sofort durch die Satire „Der entlarvte Crispinus von Schweidnitz aus Schlesien, oder die von den Musen gestriegelte Tadelsucht.“ Der Inhalt ist folgender: „Crispin (Crusius) drängt sich in unverschämter Weise auf den Parnaß. Er wird von den Musen erkannt, und soll einer exemplarischen Strafe verfallen. Apoll aber erbarmt sich seiner, da er meint, man könne ihn noch irgendwie verwenden, und so wird er verauctioniert. Die Götter bieten wenig, endlich ersteht ihn Silen, damit er den Stall seines Esels in Ordnung halte.“ Dabei könne er „viel müßige Stunden sehn und faule Tage schreiben.“

Anmerkungen in Prosa erläutern die Verse, und ergehen sich in Ausdrücken, die der Grobheit des Polyhistors nichts nachgeben. Das Gedicht tritt mit ungleich größerer Prätension auf als das vorige, ohne es an Klarheit und an Rundung der Form zu erreichen. Dabei ist es von ermüdender Länge, es zählt einundfünfzig zehnzeilige Alexandrinerstrophen.

Inzwischen war Günther des Wittenberger Lebens überdrüßig geworden. Das wilde Treiben verlor seinen Reiz, und an der Universität, wo er einen frischen Quell der Bildung suchte, fand er nur trockne Gelehrsamkeit. Ueberdies konnte er Schweidnitz nicht vergessen, und im Vergleich zu den dort verlebten glücklichen Zeiten, wurden ihm seine jetzigen Umgebungen immer widerwärtiger. Dort war er als aufkeimendes, liebenswürdiges Talent gesucht, ja gewissermaßen schon gefeiert worden, hier in Wittenberg kümmerte man sich nicht sonderlich um Poesie. Dazu hatte er sich einen üblen Namen gemacht, und es mochte nicht leicht sein, sich der wüsten Gesellschaft, mit der er sich eingelassen, zu entziehen. Leipzig, dessen wissenschaftlich humanistisches Leben damals in Blüthe stand, übte große Anziehung auf ihn, und er beschloß dorthin überzusiedeln. Allein er steckte so tief in Schulden, daß er voraussah, seine Gläubiger würden ihn freiwillig nicht abreisen lassen. So traf er seine Anstalten, sich heimlich bei Nacht aus Wittenberg zu entfernen. Seine Gläubiger waren aber schneller als er. Sie gaben ihn beim Rector der Universität an, und er wurde „in Einsamkeit gebracht“ — wie sein erster Biograph sich discret ausdrückt — also wahrscheinlich ins Carcer gesteckt. In dieser Einsamkeit war er sehr fleißig. Er schrieb an seinen Vater und an

seine Gönner (Alles in Versen) und bat um Verzeihung und Hülfe in der Noth.

Der alte Günther jedoch, der bei seiner mißtrauischen Natur allen Klagen und heimlichen Zuträgereien über den Sohn ein nur zu offenes Ohr geliehen hatte, war mit seinem Entschlusse bereits fertig. Sein sittlicher Rigorismus stellte ihm denselben als einen verruchten Menschen hin, an den jede Wohlthat weggeworfen sei. Daß er die Medicin zu Gunsten der Poesie vernachläßigt hatte, war für ihn überdies eine unverzeihliche Abschweifung vom rechten Wege. Er erklärte ihm kurz und bündig, daß er seine Unterstützung für immer verscherzt habe. Er rieth ihm, sich nicht wieder vor seinen Augen blicken zu lassen, da er ihn nicht mehr als Sohn anerkenne. — Der reuige Sohn suchte sich zu entschuldigen, bat, flehte um Verzeihung — umsonst, der Alte blieb fest und unerbittlich. Milder zeigten sich die alten Schweidnitzer Gönner. Sie thaten, was in ihren Kräften stand, und ebenso schoßen die in Wittenberg studirenden Schlesier zusammen, um ihren Landsmann aus seiner Haft zu lösen. Günther erschrieb sich mit größter Anstrengung so viel, um die Reisekosten bestreiten zu können, und machte sich endlich mit erleichtertem Herzen und besseren Vorsätzen im Juni 1717 auf den Weg nach Leipzig.

Viertes Kapitel.

Leipzig. Burkhard Mencke. Das Gedicht auf den Frieden.

(1717—1719.)

Die Universität in Leipzig besaß damals, mehr als jede andere, eine eigentliche Bildungssphäre. Nicht allein war sie am reichsten an philologischen Kenntnissen, sondern ihre Bestrebungen gingen auch dahin, die Wissenschaft dem ausschließlichen Besitz einer Kaste zu entreißen, und als Gemeingut über die Menschheit zu verbreiten. Hier hatte (bis 1689) schon Thomasius gelehrt, einer der ersten, welche die Schranken zu brechen suchten, die die Gelehrsamkeit von dem deutschen Leben trennten. Ein wichtiger Schritt dazu war die Aufnahme der Muttersprache an Stelle der lateinischen, und noch einflußreicher wurde seine Wirksamkeit durch die Gründung der „Monatsgespräche," des ersten deutschen Journals. Dadurch lenkte er die Aufmerksamkeit der Nation zuerst auf literarische und rein geistige Interessen, und erwarb sich durch Verbreitung von besserem Geschmack und Urtheil Verdienste, die nie genug gewürdigt werden können. Freilich waren solche Erscheinungen immer noch vereinzelte Lichtpunkte, die in der allgemeinen Verdumpfung eine noch zu trübe Atmosphäre fanden, um heller um sich greifen zu können. Aber in die Umgebung, in welcher Thomasius gewirkt, war doch in den drei Decennien, seit er Leipzig verlassen, genug des Lichtes gefallen, und hatte ein geistigeres

Leben, als es auf den übrigen Universitäten herrschte, verbreitet. — Den nächsten Vortheil davon zog die Stadt selbst. Die Professoren waren verschwägert mit den reichsten Leipziger Patriziern, und aus dieser Gegenseitigkeit entwickelte sich eine Aristokratie der Bildung, die durch den Glanz äußerer Repräsentation in ihrem Ansehen nur noch steigen konnte. Die Beziehungen zu dem prunkvollen Dresdener Hofe, der sich auch durch Heranziehung von Dichtern und Gelehrten einen geistigen Nimbus zu verschaffen suchte, wirkten mit, die Wissenschaften in den Augen der Menge zu adeln, und ihren Trägern Weltton und Geschmack zu lehren. Von nicht geringer Bedeutung für Leipzig war es, daß sich um diese Zeit auch der deutsche Buchhandel von Frankfurt am Main hierher zog. So vereinigten sich viele Kräfte, um in geistiger und physischer Arbeit die Stätte zu bebauen, von welcher zwei Jahrzehnte später eine neue Literaturepoche ausgehen sollte.

Der hauptsächlichste Vertreter humanistischer Gelehrsamkeit und Bildung war um diese Zeit Burkhard Mencke. Vielgereist (durch Frankreich, Holland, England), von König August II. zum kursächsischen Historiographen und Hofrath ernannt, und immer besonders ausgezeichnet, entfaltete er an der Universität eine höchst einflußreiche Wirksamkeit. Selbst einer der gelehrtesten Männer, gab er eine Rede heraus über die Scharlatanerie der Gelehrten, in welcher er die Nichtigkeit des aftergelehrten Treibens ohne Bildung geißelt. Er wußte überall die Aufgaben der Zeit richtig zu erfassen, und so war auch er bestrebt, die deutsche Sprache anstatt der lateinischen zur Sprache der Wissenschaft zu machen. Seine Geschichte Leopolds I, seine Sammlung altdeutscher Chronisten,

sind für seine Zeit unschätzbare Thaten des Losreißens von pedantischem Herkommen, und Zeugnisse von regem Verständniß der Gegenwart. Mehr aber noch als durch seine historischen Werke wirkte er durch eine kritisch-gelehrte Zeitschrift. Schon sein Vater, Otto Mencke, ebenfalls Professor in Leipzig, hatte die acta eruditorum begonnen. Burkhard Mencke trat diese gelehrte Erbschaft an, aber er that es mit nationalerem Geiste, indem er aus der lateinischen eine deutsche Zeitschrift machte, „Deutsche acta eruditorum." Dadurch wurde er zum Mitbegründer des deutschen Journalismus, zum Vorkämpfer der geistigen Revolution, welche eine neue Ideenwelt in Deutschland unter die Waffen rief. Wenn es ihm nicht gegeben war, über die Anfänge der Kritik hinauszukommen, so ist es schon genug des Verdienstes, eine geistige Arbeit, welche Decennien braucht, um für die Welt fruchtbar zu werden, angeregt und begonnen zu haben.[1] Auch als Dichter trat Mencke auf, unter dem Namen Philander von der Linde. Die drei Bände seiner Gedichte zeigen wenig poetisches Talent, sie enthalten zum großen Theil Gelegenheitsgedichte. Aber es hob das damals gesunkene Ansehn der Poesie, daß ein so bedeutender Mann sich mit der brodlosesten der Künste beschäftigte. So wurde Mencke, wie zum wissenschaftlichen, auch zum poetischen Mittelpunkte in Leipzig. Unter der studierenden Jugend war er beliebt und populär.

[1] Dem verdienten Manne ist durch Gervinus hartes Unrecht geschehen. Die Vorwürfe, die dieser ihm macht (Gesch. d. poet. Nationalliteratur, Bd. III, S. 476 ff.) sind jedoch bereits widerlegt worden durch R. Treitschke, „Burkhard Mencke. Zur Gesch. der Geschichtswissenschaft im Anfang des 18. Jahrhunderts."

Es existierte schon seit 1697 eine von Studenten gestiftete „Görlitzer poetische Gesellschaft.“ Mencke, der ein collegium poëticum zu lesen pflegte, wurde von ihnen zum immerwährenden Präses ernannt. Er griff später noch thätiger in dieselbe ein, und machte aus der beschränkten Görlitzer die „deutsch-übende poetische Gesellschaft,“ als deren Präsident sich nach seinem Tode Gottsched zum Dictator der deutschen Literatur aufwarf.

Dieser neuen Welt des Strebens und Denkens wanderte Günther nun entgegen. Mitte Juni traf er ein in der Stadt

„Wo Kunst und Linden blühn.“

Er hatte den Entschluß gefaßt sich hier wieder fleißiger auf die Medicin zu legen. Landsleute fand er unter den Studierenden genug, auch solche, die zur Görlitzer poetischen Gesellschaft gehörten. Und da Schlesiens dichterischer Ruhm aus alter Zeit noch groß genug war, daß man im Auslande in jedem Schlesier einen Dichter vermuthete, so war auch Günther als solcher bald entdeckt und willkommen. Es wurde ihm nicht schwer, Menckes Bekanntschaft zu erlangen.

Günther war von höchst einnehmender Erscheinung, lebhaft, gewandt, seine Liebenswürdigkeit wußte Jeden zu fesseln. Die Sitten seines Wittenberger Kreises durfte er in die neuen, edleren Umgebungen nicht mitbringen, dieß sah er selbst ein, und bei der Gelehrigkeit und genialen Raschheit seines Wesens wurde es ihm leicht, jene geschliffenere Umgangsform zu erlangen, welche die Leipziger Verhältnisse forderten. Die ersten dichterischen Proben, die Mencke von ihm zu Gesicht bekam, machten ihn aufmerksam auf das

junge Talent, und bald war derselbe so eingenommen von ihm, daß er ihm seinen ganz besonderen Schutz angedeihen ließ. Er ermunterte ihn nicht nur, fleißig in der Poesie fortzufahren, er führte ihn auch in die angesehensten Patrizierhäuser ein, und verschaffte ihm Gönner und Unterstützungen. Der letzteren bedurfte Günther recht sehr, denn er war mittelloser als jemals. Sein Vater hatte sich ihm entfremdet, und verharrte bei seinem Entschluß, nichts mehr für ihn zu thun. Indessen, wenn derselbe auch die Absicht gehabt hätte, sich des Sohnes wieder anzunehmen, es trat ein Fall ein, der dies unmöglich machte. Bei einer Feuersbrunst, die halb Striegau in Asche legte, wurde auch das Haus des alten Günther von den Flammen verzehrt, und der bedrängte Mann sah bei dem allgemeinen Unglück auch sich selbst in noch größere Dürftigkeit zurücksinken. — Der Sohn beklagte dies Ereigniß in Briefen an verschiedene Freunde aufs Tiefste. Er schrieb auch an den Vater, tröstete ihn in liebevollster Weise, und bat ihn, er möge diesen für die ganze Familie verhängnißvollen Tag den Tag der Versöhnung sein lassen. Der Alte antwortete nicht, das Unglück hatte ihn nur noch härter und eigensinniger gemacht, er wollte nichts von Versöhnung wissen.

So sah sich der junge Dichter ganz auf sich selbst und auf seine Gönner angewiesen. Die starre Entfremdung des Vaters konnte ihm jetzt zur Rechtfertigung dienen, wenn er nun auch von der Medicin nichts mehr wissen wollte. Menckes Beifall hatte ihn vor sich selbst erhoben, und ihn in dem Entschluße bestärkt, nun ganz der Poesie zu leben. Ueberdies warf die Gelegenheitsdichterei dazumal immerhin

etwas ab, er hatte durch sie also einen Verdienst, den ihm die Medicin noch lange nicht gebracht haben würde. Dennoch aber liegt es ihm schwer auf dem Herzen, bei denen, die er liebt, nur auf Mißtrauen und Widerwillen gegen sein Dichten zu stoßen. Von solchen Klagen sind seine Briefe erfüllt (S. 473):

„Der Vater zog mich ab, verwarf mein Spiel als Grillen,
Und sprach: (ich hör es noch) Sohn wirf den Bettel hin,
Und häng' den Brodkorb an; kein Reimen bringt Gewinn!"

und (S. 461):

„Der Bogen ist noch naß, da schon die Mutter weint."

Er fühlt, daß Alles, was ihn jemals wahrhaft beglückt hat, nur durch die Gunst der Musen sein geworden sei. Und so ruft er Calliopen an, dankbar für jede Freude der Vergangenheit, und voll Hoffnung, daß sie ihm auch ferner jeden Verlust ersetzen werde (S. 473):

„Du bist, Calliope,
Nach dem, der oben herrscht, mein Arzt und Trost gewesen,
Du, die ich als ein Kind mir schon zur Braut erlesen!
Was litt ich da nicht schon um deiner Liebe willen!"—
Natur ging über Zwang; ich nahm mein Lautenchor,
Kroch hinter Holz und Herd, in Winkel, in den Garten,
Und ließ dabei umsonst Schlaf, Tisch und Kegel warten.
Dies sahst, dies merktest du; und weil, wo nicht mein Kiel,
Dir doch zum wenigsten die Lust dazu gefiel,
So gabst du dich mir gern und willig zu erkennen.
Da wurden wir vertraut, mein Herz fing an zu brennen,
Und lernte nach und nach, zuerst von ungefähr,
Daß zweierlei Geschlecht, und Lieben Leben wär!"

Auch die erste Liebe war eine Gabe der Muse, und so läßt er seine Gedanken zurückschweifen nach dem kühlen Lindenschatten von Roschkowitz, wo der Geliebten Namen noch „viel glatte Birken ziert.“

„Du weißt, Calliope, die Nachtlust im Gefilde,
Den nahen Aufenthalt von klein und großem Wilde,
Die Gegend, so den Blick durch Wiesen, Wald und Feld,
Von weitem und auch nah mit Wollust unterhält. —
Ach, kleines Roschkowitz, wie wohl gefällst du mir!
Mein Ruhplatz ist noch fern; ach wär er doch in dir!
Ach käm es mir so gut, mit Büchern und mit Singen
Nach überstandner Angst mein Leben hinzubringen!
Doch was der Himmel will, und was sein Schluß versehn,
Das will ich ohne Zwang, das mag, das muß geschehn.
Du weißt, Calliope, dergleichen Sehnsuchtslieder
Bewegten dort herum das Echo hin und wieder.
Da lebte Günther wohl, da war noch gute Zeit!“

Dann aber kamen die Tage des Schmerzes, der Verzweiflung über die Untreue der Geliebten, und auch da hat die Muse ihn getröstet und gestärkt:

„Dies ist und bleibt dein Ruhm, an dem ich nichts erhöh'
Als was die Wahrheit hebt. — Du stärktest meine Brust,
Du littest freudig mit, erzeigtest dich gelassen,
Bewiesest mit Vernunft, ein tapfres Herz zu fassen,
Und botest mir den Arm zur sichern Stütze dar.“

Und so wirft er sich mit endlich befriedigtem poetischem Durst in die Literatur, aus den Dichtern alter und neuer Zeit schöpfend und lernend, und dabei mit Begeisterung

selbstschaffend. Sein enges Bücherbrett hat nur Dichter aufzuweisen, die er, wie auf dem Brette, so auch in seiner Bewunderung noch ziemlich kritiklos neben einander stellt. So schreibt er einem Freunde (S. 759):

„Die Deutschen, denen wir die Poesie zu danken,
(Betrachte nur beherzt die engen Bücherschranken,)
Sind Opitz, Lohensteins und Hoffmanns hoher Geist,
In welchen Neukirchs Kiel die deutschen Künste weist.
Du siehst die Gryphier mit unverwelkten Kränzen,
Durch Moder, Asch und Gruft in ihren Schriften glänzen;
Was Flemming aufgesetzt und Schmolck geschrieben hat,
Verschweigt aus Ehr' und Furcht dies schlecht und enge Blatt.
Was hältst du nun von mir? Hier liegen Hochzeit-Lieder. —"

Er macht Gelegenheitsgedichte, wie es jene, die er als die Großen verehrt, auch gethan haben, um sich durch der Musen Hülfe auch sein Brod zu verdienen:

„Soll ich nun, Herzens-Freund, nicht wider meinen Willen
Oft Kopf und Kiel und Blatt mit lauter Versen füllen?
Ich muß ja ein Poet bei allem Henker sein!"

Indessen fühlt er recht wohl, daß dies nur der untergeordnete Theil seiner dichterischen Thätigkeit sein könne, und ihm „keinen Kranz von Eichenlaub" gewähren werde. Die außerordentliche Begabung Günthers spricht aber auch aus der Mehrzahl dieser Gelegenheitsgedichte. Es finden sich Gedanken, Bilder, Empfindungen darin, des größten Dichters würdig — freilich aber sind es nur Adern eines edleren Gesteins, die sich aus dem gröberen Conglomerat nicht mehr herauslösen lassen.

befremdend, ja lächerlich wird dabei dem neueren Leser das ungemessene Lob erscheinen, mit dem er seine Gönner apotheosirt. Dabei ist nur zu berücksichtigen, daß diese meist berühmte Gelehrte, Professoren und Patrizier der Stadt waren, und daß es mit dem Ansehn solcher Männer damals etwas auf sich hatte. Der Respect vor den Würdenträgern der Universität war grenzenlos, und das gelehrte Bewußtsein dieser Männer so groß, daß selbst ein Mencke es theilte, und es durchsetzte, daß vor dem jezeitigen Rector der Hochschule die Wache ins Gewehr treten mußte. Günthers Festsprache war daher ganz der Curialstyl der Gelegenheitsdichterei jener Zeit, er hat denselben nur veredelt.

Der Kreis seiner jüngeren Freunde in Leipzig, denen er eine große Anzahl von Gedichten gewidmet hat, weist Namen auf, die in der literarischen Welt keine Stelle erhalten haben, wiewohl er viel von ihren Dichtungen spricht. Zu seinem vertrautesten Umgange gehörten seine Landsleute: Hahn aus Schweidnitz, Birnbaum (an ihn sind sechs Gedichte gerichtet), ein Herr von Brandenburg und Christoph von Beuchelt aus Landshut. Zur Familie des letzteren sollte er später noch in ein näheres Verhältniß treten.

Günther hatte in dieser Zeit gewiß Gelegenheit, sich in guter Gesellschaft zu bewegen, allein dem Reiz der schlechten konnte er nicht mehr widerstehen. Er vermochte ohne Liebeshändel nicht zu leben. Alle jene Selinden, Rosetten, Louisen, Flavien, Hannchen, Doris, Amaranthis und wie sie weiter heißen, deren Gunst er damals genoß, hat er besungen, und zum Theil in sehr schönen Liedern. Aber leider fehlt denselben, wie den Verhältnissen, von welchen sie hervorgerufen

wurden, meist der sittliche Gehalt. Die ungebändigte Sinnlichkeit seiner Natur spricht aus ihnen, die Verachtung weiblicher Tugend. Seine Schönheit und Unwiderstehlichkeit gereichte ihm zum Unheil. Er erlangte von den Weibern, was er wollte, und so konnte er keine größere Achtung für sie gewinnen. Wäre er darin weniger glücklich gewesen, so würde er in besserem Sinne um so glücklicher geworden sein. Aber nicht allein Liebeshändel zogen ihn vom rechten Wege ab, auch andern Ausschweifungen konnte er nicht widerstehen. Unwürdige Freunde lockten ihn zu nächtlichen Gelagen und in ein lüderliches Leben, in das er dann auf Zeiten ganz und gar versank. Mit Reue erkennt er dies selbst, indem er singt:

„Die Jugend gleicht der See, wo manch Sirenen-Lied
Und mancher Wirbelsturm uns von dem Hafen zieht,
Weil mehr Cometen stehn, als Pharus-Lichter stecken."
(S. 683.)

Aeußere Anlässe sind es meist, die ihn wieder herausreißen. Eine ernsthaftere Neigung ruft sein besseres Gefühl wach, ein Todesfall bringt ihn zur Besinnung, eine Krankheit läßt ihn mit besseren Vorsätzen erstehen. Ein fortwährendes Schwanken zwischen Höhe und Tiefe geht durch sein Leben. Hohe Begeisterung für die Kunst, und Erniedrigung vor sich selbst. Hohes Bewußtsein seiner Jugendkraft, und Schwäche ohne sittlichen Widerstand. Wie er leicht ersungenen Gewinn unter Freude und Jubel bald wieder verthut, so macht ihn der drückende Mangel, in den er zu Zeiten verfällt, muthlos. Von seinen schlechten Genossen betrogen, ausgeplündert, und,

wenn die bessere Stunde in ihm erwacht, verspottet und verlassen, ergeht er sich in endlosen Klagen. Doch fehlt es auch hier wieder nicht an Situationen und Liedern, wo er sich ermannt (S. 158):

„Ich will schweigen!
Immerhin,
Immerhin, ihr falschen Freunde!
Laßt mich stecken, flieht und lacht,
Geht geheim, verstärkt die Macht
Meiner abgesagten Feinde,
Eure Flucht ist mein Gewinn.

Ich will schweigen:
Ras't nur fort!
Ras't nur fort, ihr groben Spötter,
Helft dem Glücke, das mich drückt,
Drängt die Unschuld, die sich bückt,
Und erregt noch größre Wetter!
Manchmal bringt ein Sturm an Port."

Mencke, der ihn eine Weile beobachtet hatte, mochte endlich dieser Zersplitterung seiner besten Kräfte nicht länger zusehn. Er glaubte, da er seinen Schüler durch Beifall und Ermunterung von der Brodwissenschaft losgerissen und auf die Poesie gewiesen hatte, gewissermaßen eine Verpflichtung für seine Zukunft übernommen zu haben. Er hoffte Großes von seinem Talent, und wünschte ihm eine nachhaltige Unterstützung oder irgend eine gesicherte Position zu verschaffen. Die Gelegenheit, eine solche anzubahnen, schien ihm gekommen. In einem politischen Ereigniß der Gegenwart glaubte

er einen geeigneten Stoff für Günthers Talent gefunden zu haben.

Die Türken hatten den Vertrag von Carlowitz, der mit dem Ende des Jahrhunderts ihren Eroberungen eine Schranke setzte, gebrochen, und waren in Morea, das damals der Republik Venedig gehörte, eingedrungen. (1714.) Dieser Friedensbruch verletzte Venedig, Polen, Rußland und Oesterreich in gleicher Weise, das letztere Reich aber war es, welches in diesem Augenblick allein die Hände für einen Kriegszug frei hatte. Kaiser Carl VI. schickte den Osmanen den alten Türkensieger, den Prinzen Eugen entgegen, und nach jenen glänzenden Siegen bei Peterwardein und Belgrad konnte im Juli 1718 der Friede zu Passarowitz geschlossen werden, der günstigste und rühmlichste, den Oesterreich jemals von den Türken erhalten hatte.

Dieses Ereigniß des Tages, noch frisch und in Aller Munde, wollte Mencke von Günther in einem größeren Gedicht besungen wissen. Er hatte die Absicht, dem Kaiser die Arbeit selbst zu übersenden. Günther war schon von seinen Schuljahren her für Eugen eingenommen, seine frühsten Gedichte sind bereits voll Bewunderung für den Helden des Jahrhunderts. So ging er mit Begeisterung ans Werk, und wie er mit der größten Leichtigkeit arbeitete, konnte er die Dichtung seinem Meister in kurzer Zeit vorlegen. Das Gedicht hat den Titel: „Auf den zwischen Jhro Röm. Kaiserl. Majestät und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden.“ Es ist eins seiner umfangreichsten, und besteht aus fünfhundert Versen in fünfzig zehnzeiligen Strophen.

Der Anfang versetzt den Leser auf das lebendigste gleich mitten in die Situation (S. 123):

„Eugen ist fort! Ihr Musen nach!
Er steht, beschleußt und ficht schon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert er so Gränz als Glieder,
Sein Schwerdt, das Schlag und Sieg vermählt,
Und wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebiert dem Feind ein neues Schrecken,
Und stärkt der Völker Herz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Nacht
Die Flügel nach dem Monden strecken."

Die zweite Strophe bringt in ihren ersten Versen leider, schon ein paar Ausdrücke des Ungeschmacks, wie sie bei Günther häufig vorkommen:

„Die Wahlstatt ist noch naß und lau,
Und stinkt nach Türken, Schand und Leichen;
Wer sieht nicht die verstopfte Sau (den Fluß!)
Von Aesern faul und mühsam schleichen?
Und dennoch will das deutsche Blut
Den alten Kirchhof seiner Wuth
An jungen Lorbeern fruchtbar machen;
Und gleichwohl hört der dicke Fluß
Des Sieges feurigen Entschluß
Aus Mörsern und Carthaunen krachen."

Nun aber jagen wie im Schlachtensturme die folgenden Strophen vorüber:

„Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schäumt, und riecht den Streit von fernen,
Das Glücke mengt sich in den Troß,
Um von Eugen Bestand zu lernen.

Die Luft ertönt, das Ufer bebt,
Der Reuter brennt, das Fuß-Volk strebt
Den wilden Haufen anzurennen:
Und wer nicht schärfer sinnt als sieht,
Der dürfte, wenn die Mannschaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen.

Nur drauf, du Kern der deutschen Treu!
Nur drauf, du Kraft aus Hermanns Hüften!
Beweise, wer dein Ahnherr sey,
Und krön' ihn auch noch in den Grüften!
Dein Haupt, dein Beispiel, dein Eugen,
Läßt alle, die ihm widerstehn,
Ein tödtliches Verhängniß wissen,
Er steht, er eilt, er würgt dir vor,
Es ist noch um ein eisern Thor,
So wird die Pforte springen müssen.

Dort, wo der Zeiten Eigensinn
Die Brücke des Trajans zertrümmert,
Dort wirf die Augen vor dir hin,
Dort merke, was so schwärmt und schimmert.
Es rauscht, wie Panzer und Gewehr,
Es ist ein Römisch Geister-Heer,
Es sind die Seelen alter Helden:
Sie kommen deinen Muth zu sehn,
Und werden, was durch ihn geschehn,
Die Ewigkeit voraus vermelden."

Das Geisterheer gesellt seine Waffen den Söhnen des Vaterlandes, indem sie zum Siege dahinbrausen. Der Dichter

wendet sich nun auf die Seite des Feindes, der, in Verwirrung gerathen, zu wanken beginnt:

„Ihr übereilt euch! Schritt für Schritt!
Ihr kommt mit Roß, Cameel und Wagen;
So bringt uns fein das Werkzeug mit,
Den Raub bequemer wegzutragen:
Nun strengt euch an! Es giebt Gefahr;
Nun sinkt um Mahomets Altar,
Nun fleht ihn mit gesenkten Waffen,
Nun ruft doch laut, nun schreit doch zu,
Er hält vielleicht noch Mittagsruh,
Er dichtet, oder hat zu schaffen!“

„Umsonst, der stumme Götz ist taub,“ und in unabsehbarer Fluth strömt das Heer des Halbmonds vor den Verfolgern hin. Wie war es möglich, fragt der Dichter in den nächsten Strophen, das Heidenvolk so lange im christlichen Europa zu dulden? Eugen und des Kaisers erhabne Hand werden ihm für immer die Pforte verschließen. Dann fährt er fort:

„Zurück, ihr Musen, in das Feld!
Dort sproßt der Oelzweig aus den Lanzen,
Irene flicht ein Zauberzelt;
Geht, springt mit ihr auf Wall und Schanzen!
Die Schwerdter werden Sichel-krumm,
Das Glücke schmelzt die Kugel um,
Und geußt den Helden Ehren-Säulen,
Die Freudengluth frißt Kraut und Loth,
Das Stücke wirft mehr Lust als Tod,
Und darf nicht mehr gefährlich heulen.“

Es ist Friede, siegreicher Friede. Die Freude zieht durch die Länder und wächst mit den Meilen. „Der Greis läßt Stock und Schwachheit fallen,“ Jugend, Kindheit, jedes Alter feiert seine Feste.

„Der Tempel raucht von heil'ger Pflicht,
Die Priester tragen Recht und Licht,
Und liegen vor den Dank=Altären.
Vornehmlich sieht das hohe Wien
Die Opferflammen aufwärts ziehn,
Und von der Türken Beute zehren.“

Und nach dieser hohen Feier im Dome der Hauptstadt, geht es an die Schilderung der Heimkehr der Krieger aus allen Ständen. Der junge Ritter findet die Geliebte wieder, und empfängt ihr zärtliches Willkommen. Dort tritt ein tapfrer Wittwensohn wider Erwarten vor die Mutter, die ihn schon beweint hat. Sie flucht dem falschen Todtenschein, ändert rasch ihr Testament, und ist glücklich, ihren Stab und ihre Stütze wieder zu haben. Und dort im Wirthshause „spitzt ein voller Tisch das Ohr“ bei den Erzählungen, die des Nachbars Hans von seinen Heldenthaten zum Besten giebt. Alles ist Glück und Jubel, wie an jenem Tage, da der Griechen Heer nach zehnjähriger Abwesenheit von Troja heimkehrte.

Diese kleinen Bilder sind nun aber die letzten Lichtstellen des Gedichtes. Es folgen noch achtundzwanzig Strophen, die sich nur in Wiederholungen und Ausspinnungen des schon Gesagten ergehen. Der hohe Schwung der Begeisterung, wenn er nichts weiter vorzubringen weiß, als daß das Große groß

sei, wird endlich langweilig. Günther hatte sich von seinem dichterischen Feuer zu sehr hinreißen lassen, eine Steigerung war ihm nicht mehr möglich, und so mußte das Gedicht schon in seinem ersten Viertel culminiren. Dazu kommt, daß er der epischen Ruhe durchaus unfähig ist. Wo er einen Versuch macht zu erzählen, zerflattert ihm der Stoff schon beim ersten Anlauf, und umsonst jagt er den zerstreuten Bildern nach. Hier und da erhascht er eins, knüpft Reflexionen, Empfindungen daran, Stimmungstöne, die er aufs Gerathewohl weiter klingen läßt. Dadurch kommt eine Unruhe und Unklarheit über das Ganze, die es um ein gut Theil entwerthen. Zwar will er auch die Erzählung der Thaten seiner Helden Andern überlassen:

„Euch die ein glücklich Feuer treibt
Dem hohen Maro nachzukommen,
Was macht es, daß ihr sitzen bleibt?
— — —
Kommt, wollt ihr hoch und ewig leben,
Kommt, setzt die goldnen Federn an,
Und schreibt was Gott und Karl gethan!
Der Adler wird euch mit erheben.
Ja schreibt nur, was ihr hört und seht,
Hier gilt erzählen mehr als dichten."

Er selbst will nur ein Preislied zu ihrem Ruhme anstimmen. Aber da er des Guten zu viel beabsichtigt, erlahmt sein hoher Schwung. Je mehr er sich dem Schlusse nähert, desto mehr verfällt er auch in den Devotionseifer seiner Zeit, der Günthern schlechter zu Gesichte steht als den Weihrauch

streuenden Hofdichtern jener Tage. Und nun gar die pomphafte letzte Strophe, worin er all seinen Gesang dem Kaiser zu widmen verspricht, ist vollkommen gegen seine wahre Natur:

„Verstoß mich an den kalten Bär,
Ich geh, und gern, und find ein Meer,
Dein Lob in ewig Eis zu schreiben;
Denn weil mir Augen offen stehn,
Soll Carl und Tugend und Eugen
Die Vorschrift meiner Musen bleiben."

So große Vorzüge das Gedicht auf den Frieden von Passarowitz hat, so merkt man doch überall, wie der Dichter, wenn er den Siegeslauf seines Helden singt, nicht auf dem Felde ist, wo er selbst zu siegen pflegt. Man erkennt Günthers großes Talent daraus, aber das Gedicht ist im Innersten ungüntherisch. Seine Lyrik ist eine individuelle, keine pindarische, und wo er sich zur Rhetorik zwingt, da hören wir eine zwar pathetisch schwungvolle Sprache, die aber kalt klingt gegen die warmen Gemüthslaute, in welchen er von den Leiden und Freuden seines Herzens singt. Nur des großen Stoffes wegen hat man dies Gedicht von jeher zu dem Gipfelpunkte seiner Poesie machen können, und führt es als solchen noch heut in Anthologien auf. Ginge man jedoch tiefer auf Günthers Wesen ein, so würde man diesem Gedicht eine solche Stellung nicht einräumen können. Aber, wenn in seinem Werthe auch nur in zweiter Reihe unter Günthers Dichtungen stehend, so ist die Bedeutung desselben für die Zeit immer noch groß genug. Wie ein siegesgewisses Kriegsheer tritt es die ganze Gelegenheitsdichterei zu Boden. Eine

solche Macht der Sprache, eine so unaufhaltsame Lebendigkeit des Vortrags hatte man bisher noch von keinem Dichter gehört.

Mencke war ganz entzückt von dem Werke seines Schülers. Er sandte es an den Hof nach Wien, wo er sich die beste Wirkung davon versprach. Diese jedoch sollte unter seiner Erwartung bleiben. Dem Dichter wurde gnädige Zufriedenheit gespendet, weiter erfolgte nichts. Mencke hatte auf eine Anstellung für ihn als Hofpoet gerechnet, nach den Anschauungen und leider auch nach den Umständen der Zeit, die einzig mögliche Stellung für einen Dichter von Fach. Wie wenig Günther in derlei Verhältnisse taugte, das bedachte Mencke wohl nicht, und Günther selbst mochte sich darüber täuschen. Indessen nahm sein leichter Sinn das Fehlschlagen dieser Hoffnung minder ernst als sein Gönner. Denn ihm wurden Genugthuungen, die die Gunst eines Hofes durchaus überwogen. Sein Gedicht machte ihn mit einem Schlage zum ersten Dichter seiner Zeit. Nun erst wurde man in weiteren Kreisen auf seine übrigen Gedichte aufmerksam, welche sich nicht minder schnell verbreiteten, und ihm reichen Beifall eintrugen. Auch seine äußere Lage sollte sich augenblicklich verbessern. In Breslau vereinigte sich ein Kreis von angesehenen Männern, die von Günthers Verhältnissen unterrichtet waren, zu einer freiwilligen Beisteuer, deren reichlicher Ertrag ihm mit Briefen der Anerkennung übersandt wurde. Seine Freude über das unverhoffte Glück spricht sich in seinem Dankschreiben aus (S. 772):

„Ihr Väter einer Stadt
In welcher Phöbus noch erlaubten Zutritt hat,

Empfangt nach eurer Huld ein Blatt voll Wunsch und Segen
Mit Augen, die das Herz mehr als den Werth erwägen.

— — — —

Die Freud ist ein Affect, der wenn er heftig treibet,
Mehr in Gedanken sagt, als mit der Feder schreibet."

Unter allen Gelegenheitsgedichten Günthers ist wohl keins so sehr am Orte, als das aus dieser Zeit stammende an Mencke, als derselbe zum viertenmale Rector Magnificus in Leipzig wurde (27. April 1719). Ihm verdankte er viel, und er durfte auch mit gutem Gewissen sich in seinem Lobe und Preise ergehen. Wenn er Menckes dichterische Fähigkeiten dabei überhebt, so lag dies einmal in dem noch ungebrochnen Autoritätsglauben jener Tage, und andrerseits wollen wir dem Schüler darum nicht scheel sehen, wenn seine Liebe die Werke des Meisters verklärte. Er hofft, ihm in Zukunft noch zeigen zu können, daß seine Güte keinem Unwürdigen zu Theil geworden sei, und schließt (S. 739):

„Vor heute küß ich dir den Saum gelehrter Tracht,
Woran der Hermelin die Würde kennbar macht,
Die dir zum vierten mal den Musen-Scepter bietet,
Der Wahn und Bosheit zähmt, und Fleiß und Unschuld hütet,
Und Neid und Thorheit schreckt. Dies ist die schönste Last,
An der du deine Kraft so oft bewiesen hast."

Fünftes Kapitel.

Gesammtbetrachtung der Dichtungen Günthers. Die Satiren.

Die Ode auf den Frieden hatte Günthers Namen in den weitesten Kreisen rühmlich bekannt gemacht, ihm unter den Zeitgenossen eine literarische Stellung erobert. Und wie der vierundzwanzigjährige Jüngling um diese Zeit mündig in das bürgerliche Leben tritt, so hat auch seine Poesie selbständig, in vollster Kraft und bewußt, den Weg zu ihrem Gipfelpunkte eingeschlagen, und den Charakter in sich entwickelt, welcher in seiner Ausprägung gestattet, einen Gesammtüberblick über Günthers Dichtungen zu werfen. Es ist, wenn nicht seine fruchtbarste, so doch die an Anschauungen, Welterfahrung und reinerer Erkenntniß für ihn reichste Zeit seines kurzen Lebens.

Welche Töne der Lyrik, vom ruhigsten Gefühle des Glückes an, bis zum Ausdruck entfesselter Leidenschaft, er anzuschlagen vermochte, haben wir schon in seinen Gedichten an Leonore vernommen. Inzwischen hat sich der Umkreis seines Dichtens nach Form und Inhalt hin bedeutend erweitert. Wir haben außer Liebesliedern, religiöse Gedichte von ihm, Satiren, Studentenlieder, Episteln, Gelegenheitsgedichte in reicher Anzahl, und alle diese in den mannigfachsten Formen. Die letzteren mögen uns zuvörderst beschäftigen.

Es giebt kaum eine der damals üblichen lyrischen Dichtungsarten, in der Günther sich nicht versucht hätte. Erweitert jedoch hat er den Umkreis der Gattungen nicht, zum Theil

sogar bleibt er in der Behandlung des schon Vorhandenen hinter den bereits gewonnenen Typen zurück. Im Sonett z. B. bedient er sich noch des Alexandriners, über welchen Paul Flemming bereits zum fünffüßigen Jambus geschritten war. Dagegen zeichnen sich seine Epigramme meist durch Knappheit und Schärfe aus. Mit Vorliebe behandelt er die Form der Cantate. Kurze Strophen, Arien genannt, wechseln mit Recitativen in zwanglosen Versen. Die Arie tritt immer in neuem Strophenbau auf, und es ist bemerkenswerth, wie mit der Steigerung des Effektes auch der Rhythmus sich immer lebendiger gestaltet. Einige von diesen Strophen gehören zu dem Anmuthigsten, was Günther gedichtet hat, gleichwohl aber ist keine einzige Cantate als Ganzes von Bedeutung. Man stößt in einer Wüste von trocknen Worten plötzlich auf einen ungeahnten Edelstein, sucht aber im Verfolg meist vergebens nach Seinesgleichen. Daß er die Cantaten sämmtlich für Musik geschrieben habe, ist mit Ausnahme von wenigen, nicht anzunehmen, wahrscheinlich blieb die Rücksicht auf musikalische Composition meist bei Seite. Es war eben eine übliche Form für Gelegenheitsgedichte, in welcher man Lob und Weihrauch darzureichen pflegte. So z. B. die an die Violine eines Virtuosen Namens Pfeifer. Wie musikalisch und weich jedoch Günther seine Verse zu solchen Zwecken fließen zu lassen verstand, zeige folgende Strophe aus der genannten Cantate (S. 346):

„Hört doch, hört die reinen Saiten
Zittern, wechseln, jauchzen, streiten!
Ihre Herrschaft zwingt die Brust
Bald zum Hasse, bald zum Leide,

Bald zur Liebe, bald zur Freude,
Bald zum Kummer, bald zur Lust!"

Von gleicher Anmuth findet sich eine Arie in der Cantate an einen Jugendfreund (S. 955):

„Ermuntert euch, ihr blöden Sinnen,
Und macht euch in das Blumenfeld!
Die Erde geht nicht mehr im Leide,
Drum schickt die Augen in die Weide,
Drum laßt die Seele Luft gewinnen,
Zerreißt was sie gebunden hält."

Und noch schöner an demselben Orte singt er:

„Erwünschten Frühlingstage,
Ihr Boten meiner Ruh!
Laßt mich im Grünen liegen,
Und bringet mir Vergnügen,
Und bringt mich selbst darzu!
Daß ich noch einmal sage:
Erwünschten Frühlingstage,
Ihr Boten meiner Ruh!"

Diese Abrundung und einschmeichelnde Leichtigkeit der Liederstrophe weist uns auf das Gebiet hin, wo Günther auch in formeller Hinsicht das Beste geleistet hat, auf das eigentliche Lied. Hier bewegt er sich mit Meisterschaft auf seinem eigentlichen Boden, und zeigt einen wahrhaft schöpferischen Reichthum in der Bildung neuer Strophen. Der Alexandriner tritt hier nur selten auf, und dann meist als Repräsentant elegischer Stimmung. Die Stimmung ist es denn auch, welche

stets den Rhythmus dictirt. Oft ist die Form der Strophe eine sehr complicierte, kurze Verse wechseln mit langen, der Reim tritt in den schwierigsten Verschlingungen auf, und doch wird die Aufgabe meist mit Leichtigkeit gelöst. Ueberraschende Reime klingen, wie spielend hingeworfen, aufeinander, und geben, verbunden mit dem schwebenden Wechselgange der Verse, dem Ganzen eine Bewegung, die sich dem Ohre wie Melodie aufdringt. Im Anhang sind ein paar Gedichte von reichgestaltetem Strophenbau mitgetheilt. Daß er dergleichen Formen dabei mit der größten Fertigkeit behandelte, ja durchaus beherrschte, zeigt die oft große Länge von dergleichen Gedichten. Er liebt es überhaupt in die Breite zu gehn, wenngleich er dies in vielen Fällen nicht zum Vortheil des Gedichtes thut. Er will den Gedanken nach allen Seiten erschöpfen, denn so sehr er Meister der Form ist, so ist er an dem Inhalt seines Liedes doch zu persönlich betheiligt, und von immer neu quellender Empfindung überfüllt, tritt der Strom des Gesanges oft über die formellen Grenzen. Wie sehr er es jedoch verstand, den Inhalt eines Liedes in kurzer Schlußstrophe zusammenzufassen, oder eine Empfindung selbstständig fast epigrammatisch zuzuspitzen, zeigen folgende Beispiele:

„Nach dem Hauche deiner Lippen
Geht der Sehnsucht schneller Kahn,
Ist die Lieb' ein Meer voll Klippen,
Nimm nur mich zum Anker an." (S. 937.)

und ferner:

„Ihr Seufzer macht vergebens
Mund, Herz und Glieder matt,

Ich bin des armen Lebens
So wie der Wünsche satt."

Endlich, wenngleich im Ausdruck nicht so edel (S. 359):

„Die Mode wehrt euch keine Freude,
Ihr dürft vor keiner Thüre stehn,
O stecktet ihr in meinem Kleide,
Das Singen soll euch wohl vergehn!"

Hier hat Günther große Verdienste. Er konnte, wenn er sich vernachlässigte, die Form sehr verletzen, ja mißhandeln, steht aber in seinen besseren Gedichten in dieser Hinsicht weit über den tonangebenden Mode- und Hofreimern seiner Zeit, den Besser, König und Anderen, deren Hauptstärke in der formalen Ausbildung der Lyrik besteht. Er hat hier auf kleinem Gebiet die Formen außerordentlich bereichert, bestimmte, jetzt ganz geläufige Typen erst erschaffen, er ist, mit einem Worte, der Schöpfer des deutschen Liedes, auf den noch Goethe, der größte Meister desselben, mit froher Anerkennung zurück blickte.

Aber diese Herrschaft über die Form steht doch erst in zweiter Reihe unter seinen Verdiensten. Die Stimmung ist es, welche, selbst noch in den formell am meisten verwahrlosten Gedichten, bezaubernd wirkt. Denn zum erstenmal dringt uns die ganze enthüllte Innerlichkeit der Menschenbrust entgegen, jener tiefe und volle Grundton des Gemüths, die Seele des Dichters. Keinem Dichter vor ihm stand diese Gewalt der Sprache zu Gebote, selbst Paul Flemming nicht. Aufrichtig, bis zum Erschrecken aufrichtig, spricht er seine Empfindung aus. Seine Freude, den wildesten Jubel seiner Jugend-

verirrung, seinen Schmerz, sein reinstes Glück, seine Leidenschaft, seine Verzweiflung, Alles quillt schrankenlos, ungeheuchelt und ohne Phrase aus seiner Brust, und trägt immer den unabweisbaren Stempel der Wahrheit. Die unverhüllte Menschlichkeit ist es, die in ihrer Kraft, sowie in ihrer Schwäche und in ihrem Erliegen, aus seinen Liedern spricht. Er jauchzt uns den Vollgenuß seines Glückes entgegen, wäre es auch ein verbotener, er zeigt sich in tiefster Erniedrigung, er scheut kein Bekenntniß seiner Schuld und keine Selbstanklage. Daß er darin oft das dichterische Maaß vernachlässigt und weit über die Grenze der Schönheit geht, ist bekannt, und wir werden weiter unten davon zu reden haben, hier ist es nur von Bedeutung, auf die Unmittelbarkeit seiner dichterischen Empfindung hinzuweisen, auf das urewig Menschliche, das seinen Gedichten ihren specifischen Charakter verleiht. Darin steht er unter seinen Zeitgenossen einzig da. Aber daß er selbst der größte Dichter in seiner Zeit gewesen, möchte noch nicht viel zu sagen haben, denn seine Zeit hatte bei Licht besehen nur einen Einzigen — sein Talent hätte ihn zu einem der größten überhaupt machen können, wenn seine menschliche Natur das Maaß an sich gelegt hätte, welches die poetische zu ihrer Vollendung verlangt. Gleichwohl steht eine Reihe seiner Lieder durchaus auf der Höhe lyrischer Kunst, und wird immer zu dem Schönsten gehören, was von deutschen Dichtern gesungen worden ist.

Einer so ausgesprochen subjektiven Natur wie Günthern, war die erzählende Poesie so gut wie verschlossen. Die Versuche, zu welchen er in späterer Zeit durch fremden Antrieb veranlaßt wurde, eine Reihe von Gleichnissen und Geschichten

aus den Evangelien erzählend darzustellen, sind nur dürftig ausgefallen, die angehängten Strophen, welche die Moral enthalten, müssen als die Hauptsache gelten. Zuweilen nähert er sich der Form der Erzählung, so z. B. in Schäfergedichten. Die Schäferwelt scheint ihn jedoch zu langweilen, und wenn er sich ab und zu das Kostüm eines Philimen oder Seladin herleiht, so geschieht es nur, um mit seinen Empfindungen, der Abwechselung wegen, einmal aus einer andern Scenerie heraus zu sprechen. Die letztere verliert er dann meist im Verlauf, und der Strom des Gefühls fließt bald in unbeschränkter Natürlichkeit hin. Dagegen versteht er es vortrefflich, seine individuellen Empfindungen an eine äußerlich bestimmte Situation, gleichviel ob erfunden oder aus der Erinnerung geholt, zu knüpfen; man erinnere sich an das schon früher mitgetheilte Gedicht „Eleonore ließ ihr Herze nicht länger unempfindlich sein." Ich verweise ferner auf das im Anhang mitgetheilte „An Flavien," worin die Gedanken eines beim Stelldichein vergeblich harrenden Liebenden vorzüglich gut mit Ort und Stunde verwebt sind. Beispielsweise stehe hier noch die Anfangsstrophe eines andern Gedichtes:

„Hier setze dich, verschämtes Kind!
Hier ist gut sein, hier laß uns bleiben,
Wo Lind' und West gesprächig sind,
Und Fels und Wald den Gram vertreiben.
In dieser grünen Einsamkeit,
Wo Bach und Stein und Blätter rauschen,
Soll weder List, Gefahr noch Neid
Den süßen Frühlings=Scherz belauschen."

Zu dem Besten was Günther geschrieben, gehören auch einige seiner religiösen Gedichte. Es giebt in Günthers Leben, von der Zeit an, da er seine ersten Verse machte, nicht ein Jahr, in welchem er nicht auch sein religiöses Gefühl im Gedicht ausgesprochen hätte. Seine frühesten literarischen Schularbeiten waren Kirchenlieder; mitten im Strudel seines weltlich bunten Lebens kamen Momente der Besinnung und Fassung, wo er sein Herz zu Gott wandte, und am Schlusse seines Lebens wird all sein Dichten zu reuiger Buße und kindlicher Hingebung an die Tiefe des Christenthums. Die Anzahl seiner geistlichen Lieder ist daher nicht gering, es sind, wenn man einige von gemischterer Gattung hinzufügen will, ihrer etwa achtzig. Gleichwohl kann man Günther nicht mit zu den Kirchenlieder-Dichtern rechnen, obzwar eine große Anzahl seiner hierher gehörigen Poesien auf Melodien bekannter Gesangbuchlieder gemacht sind. Wir haben hier ganz denselben Fall, wie bei seinen weltlichen Dichtungen. Immer tritt uns der ganze Mensch entgegen, in seiner vollen innerlichen Originalität, der, von dem allgemein Kirchlichen absehend, sich nur in seinen Privatangelegenheiten an Gott wendet. Daher entziehen sich die meisten seiner derartigen Gedichte dem Gebrauche der Gemeinde. Denn das religiöse Gedicht kann nur dann zum Kirchenliede werden, wenn es sich in einer gewissen Allgemeinheit hält, die es gestattet, an die Stelle des individuellen ein collectives Ich zu setzen. Es darf keine Rücksicht auf eine besondere Lebensstellung, auf besondere Schicksale, auf besondere Gemüthsrichtung nehmen, sondern darf nur das enthalten, was die Gemeinde als Ganzes gemein hat, was sie in der Stunde gemeinsamen Gottes-

dienstes zu Einer Person macht. Der Zweck des Kirchenliedes ist die Erbauung, seine Poesie die Glaubenstiefe. Jeder lyrische Ueberschuß an Stimmung und Empfindung, jede Motivierung oder Ausmalung der Situation, jede rein poetische Vertiefung wird, wenn es das Gedicht als solches auch heben sollte, dasselbe doch, als zerstreuend und so von seinem Zwecke abgehend, vom Kirchengebrauche ausschließen. Nur in seinen frühsten, unbedeutenden Jugendübungen hat sich Günther in diesen Schranken zu halten vermocht, sobald aber seine Empfindung zu reifen begann, durchbrach sie dieselben, und setzte sich mit Gott gleichsam in ein persönliches Verhältniß. So z. B. in folgenden Strophen, aus einem größeren, sonst nicht bedeutenden Gedicht „An Gott" (S. 64):

„Nun, lieber Gott, du bleibst ja lange,
Ich weiß nicht was ich denken soll:
Der Zweifel macht die Hoffnung bange,
Ich weine Bett und Bibel voll;
Ach soll dann ich, nur ich allein
Ein Gräuel meines Schöpfers sein?

Ich mag mich schicken, drehn und winden,
Es ist mit allem nichts gethan,
Ein Sperling schläft in hohlen Linden,
Und findet wo er füttern kann.
Mich jagt die Mißgunst hin und her
Und macht mir noch die Armuth schwer.

Geburt, Exempel, Noth und Jugend
Sind Ursach, daß ich fehlen muß,
Wer geht wohl stets den Weg der Tugend?
Ich strauchle selber mit Verdruß,

Und bin nach schneller Reu und Leid
Der erste, der mich straft und zeiht."

Ein tiefes religiöses Bedürfniß geht durch sein ganzes Leben. Er ist sich seiner Schwäche bewußt, und braucht eines stützenden Anhalts für seine Seele. Sein leiblicher Vater hat sich von ihm losgesagt, ihn verstoßen, was Wunder, daß er sich an den großen Vater Aller mit gesteigerter Hingebung wendet, und wie ein Sohn zu ihm spricht. Mitten im Taumel der Jugendsünde kommt er zum Bewußtsein, und stürzt in die tiefste Reue und Zerknirschung. Aber immer aufs Neue verlockt ihn die Welt zu den alten Fehlern, und so ist es ein stetes Ringen, ohne daß der Sieg der Sittlichkeit oder Religion jemals in ihm zur Erscheinung käme. So reichlich dergleichen religiöse Ergüsse seinem Gemüth entquellen, so ist er in dieser Gattung doch nicht besonders glücklich zu nennen. Nicht allein für den rein kirchlichen Zweck, auch in einfacher Ruhe und Empfindung wird er darin von seinen großen Vorgängern und Vorbildern, Paul Flemming und Paul Gerhardt, ja sogar von weniger Bedeutenden, übertroffen. Mit Ausnahme von einigen, die allerdings in der Stimmung vollendet sind, und zu seinen schönsten Gedichten gehören (ich theile sie im Anhang mit), ist die große Masse seiner religiösen Poesien mehr der Ausdruck eines pathologischen Bedürfnisses, als des sittlich-harmonischen dichterischen Strebens. Es wird, da gegen das Ende seines Lebens diese Richtung bei ihm immer mehr in den Vordergrund tritt, noch öfter darauf zurückzukommen sein.

Haben wir Günther bisher hauptsächlich von der Seite

betrachtet, wo er sich Verdienste erworben und Bleibendes in der Poesie geleistet, so muß doch jene andere auch berücksichtigt werden, auf welcher seine Zeit die hauptsächlichste Bedeutung des Dichters zu sehen glaubte, nämlich seine satirischen Gedichte. Und allerdings gehören sie nothwendig zur Vervollständigung seines Charakterbildes, wie sie denn auch von Wichtigkeit sind für die späteren Schicksale seines Lebens. Wenn wir in seinen Liedern die ganze Naivetät des lyrischen Ergusses erblicken, so tritt uns in den Satiren die Reflexion, die spekulative Seite des Dichters entgegen, die ihn mit den Geistreichsten und Erkenntnißvollsten seiner Zeit in gleiche Linie stellt. Schon auf der Schule über seine Jahre reif, hat er in den folgenden vier Jahren ein Urtheil, eine Welt- und Lebenskenntniß erlangt, die wiederum weit über sein Alter geht.

Die Satire gehörte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu den beliebtesten Dichtungsarten. In diese Form drängte sich Alles, was man dazumal an Humor aufzuweisen hatte. Die Zeit war so nüchtern und prosaisch, daß selbst ihre Heiterkeit pedantisch wurde. Wie es ihr an Tiefe der Empfindung, an einem warmen Herzensschlag inneren Lebens für das Pathos der Leidenschaft gebrach, so war ihr der ächte Humor ebenfalls etwas Fremdes und Unzugängliches. Denn noch mehr als das Tragische verlangt der Humor eine vertiefte Innerlichkeit, er erheischt eine noch feinere Bildung des Geistes und Gefühls. Den Dichtern jener Zeit aber war diese Welt nicht erschlossen, sie verstanden sich nur auf Späße und Lustigmachereien, die, wenn sie nicht plump oder frivol ausfielen, meist von einer starken Dosis von Gehässigkeit

angesäuert waren. So boten sich die Satire und das Epigramm als die einzige Zuflucht dar. Aber weit entfernt, einen umfassenderen Gesichtspunkt zu wählen, warf man sich auch hier mit ganzer Hingebung auf das Kleinliche.

Man erklärte Juvenal und Persius zu Vorbildern, ohne sie auf halbem Wege zu erreichen, und noch weniger war man fähig, die Feinheit des Horaz auch nur zu fassen.

Wernicke allein zeichnet sich in seinen satirischen Epigrammen durch Vielseitigkeit und Witz aus. Neukirch hat zwar eine richtige Erkenntniß der Fehler seiner Zeit, aber seine Satiren sind flau, pedantisch und höchst prosaisch in der Form. Er steht, ob er gleich als Satirendichter immer ganz besonders gerühmt wird, doch kaum höher als Mencke, der noch die größere Bildung für sich hatte. Beide drehen sich in doctrinärer Weise um die Dinge herum, ohne sie ordentlich anzufassen. Dasselbe gilt von Canitz. Liest man z. B. seine gepriesene Satire „von der Poesie," so findet man so wenig Charakteristisches daran, daß, ohne diese Gebrauchsanweisung, Niemand das Gedicht für eine Satire halten würde.

Anders verhält es sich mit Günther. Er faßt seinen Gegenstand rasch ins Auge, und reißt ihn mit jugendlicher Kühnheit vor Gericht. Aber auch ihm gelang es nicht, ein vollendetes satirisches Gedicht hervorzubringen, und zwar, weil das, was seiner Zeit am meisten fehlte, das Pathos der Leidenschaft, in seiner Natur zu mächtig herrschte. Auch die Satire entspringt bei ihm aus der schrankenlosen Heftigkeit seines Naturells, weit entfernt, ein Produkt ruhiger Beobachtung und kühler Reflexion zu sein. Seine Satire ist keine

objektive, sie ist durchaus subjektiv. Wo er sich bei der Berührung mit der Welt persönlich in Disharmonie fühlt, da sprühen sofort die Funken seines Witzes, und regnet es schonungslose Ausfälle auf Schwächen, Thorheiten und Laster. Daher sind seine Satiren meist rein gelegentlich, von seinem individuellen Widerwillen und durch seine persönliche Lebenslage hervorgerufen.

Genau genommen können die wenigsten davon im ästhetischen Sinne Satiren genannt werden. Denn er ist nur zuweilen der lachende Philosoph, der mit der Geißel seines Spottes über den Erscheinungsformen einer sich in armseliger Kleinlichkeit hinschleppenden Zeit steht. Die Mehrzahl derselben besteht dagegen in geharnischten Auflehnungen und Angriffen, oft gegen einzelne Persönlichkeiten. Nur in seltenen Fällen hat sein Gedicht den Zweck, ein von vornherein satirisches zu sein, dann aber ist seine Anlehnung an Horaz nicht zu verkennen.

Alles was wir jetzt seine Satiren nennen, ist, in kürzeren oder eingehenderen Bruchstücken, durch eine außerordentliche Menge von Gelegenheitsgedichten zerstreut, und muß mühsam aus denselben zusammengesucht werden. Auf Magisterpromotionen, Rektoratswahlen, zu Hochzeiten, Todesfällen, Geburtstagen, für allerhand Gelegenheiten macht er Gedichte, und gibt diesen durch satirische Wendungen eine besondere Bedeutung (was übrigens auch Mencke thut.) Seinen Zeitgenossen galten diese oft unsäglich ausgesponnenen Ansprachen für sich schon als bedeutend, uns sind sie die Spreu, aus welcher wir die einzelnen Weizenkörner auszulesen haben.

Die ganze Masse seiner Gelegenheitsgedichte ist in vier

Büchern zusammengestellt, und umfaßt mehr als die Hälfte seiner sämmtlichen Dichtungen. Zwei Bücher führen den Titel „Satiren oder Strafgedichte," die beiden andern heißen „Briefe," obgleich man die ersteren ebensowohl Briefe nennen könnte, so wie sich auch in dem zweiten Theil eine Menge satirischer Stellen finden. Sie sind der Mehrzahl nach in Alexandrinern geschrieben, meist in einfachen Reimpaaren, zuweilen in verschlungeneren Alexandrinerstrophen. Auch trochäische Langverse sind nicht selten, und manchmal bedient er sich hier auch einer leichteren Liedstrophe, wodurch der ganze Ton sofort ein frischer klingender wird.

Indem wir nun daran gehen, seine Satiren im Einzelnen genauer zu betrachten, fangen wir billig mit dem an, wogegen seine Poesie den heftigsten Widerwillen zeigte, und womit er sein ganzes Leben lang kämpfte, nämlich mit der Medicin. Er sagt von ihr (S. 382):

„Ist irgend eine Kunst,
In welcher Thorheit, Zank, Verwirrung, Haß und Dunst
Und Wahn und Vorwitz herrscht, so ist es in den Schulen
Wo Bader und Barbier mit Meditrinen buhlen,
Und Henker und Soldat und alles Lumpenpakt
Dem emsigen Galen Genuß und Ruhm bezwackt,
Und Weiber, die einmal in Kindel-Topf gerochen
Bereits im Polichrest vor blinde Wehen kochen."

Zwar, fährt er fort, dies verschmerzt Hygiäa noch, es ist als wenn ein Mückenschwarm um die Sonne fliegt:

„Nur dies gebiert ihr Scham, und macht ihr Ansehn blind,
Daß Glieder ihrer Zunft so schlecht beschlagen sind,

Und Köpfe, die sich doch zu ihrem Reiche schreiben,
Ihr Wachsthum durch Verstand nicht höher aufwärts treiben.
Ihr Staat, es ist wohl wahr, begreift ein starkes Heer,
Das, wenn auch heute gleich der Türk im Felde wär
Und Mogols Reiterei schon an die Grenzen rennte,
Sich doch, wie Trotzendorf[1] mit Schülern wehren könnte."

Aber:

„So arm ist dies ihr Volk an Gründlichkeit und Wissen!
Und sind noch einige auf etwas stark beflissen,
So ist's Gedächtniß-Werk, und blos ein sinnlich Spiel,
Das Mod' und Regung treibt. Man dörrt so Kraut als Stiel,
Man schindet Baum und Thier, man prägelt, brennt und röstet
Fett, Ertz und Mumien. Man zweifelt, wagt und tröstet,
Bis daß die Seel entfährt. Man schröpft, purgiert, verschreibt,
Man fragt die Bücher aus, befördert, stillt und treibt
Schweiß, Monat und Urin, und hilft mit einem Worte
Der mühsamen Natur fast nie am rechten Orte.
Und kommt dann endlich noch ein redlich kluger Mann,
Der, weil er Einsicht trägt, dem Uebel steuern kann,
So bringt er sich gewiß um Stellung, Glück und Ruh,

[1] Valentin Friedland, genannt Trotzendorf, nach seinem Geburtsorte in der Oberlausitz (geb. 1490, gest. 1556) der größte Schulmann seiner Zeit. Er stand in enger Verbindung mit Luther und Melanchthon, und hatte durch seine Reformation des Schulwesens einen außerordentlichen Einfluß auf die Zeit. Die gelehrte Schule zu Goldberg in Schlesien, der er 33 Jahre als Rector vorstand, erlangte eine Berühmtheit, wie es selten einer andern gelungen ist. Aus allen Weltgegenden strömten Jünglinge herbei; die Schulgebäude nahmen, da alle Schüler in denselben zusammen wohnten, den Umfang einer Stadt ein. Die gewöhnliche Zahl von Trotzendorfs Schülern ging auf Tausend, oft jedoch weit darüber hinaus. Vergl. Pinzger, „Val. Friedland, gen. Trotzendorf." Hirschberg 1825.

Und muß oft statt des Lohns der wohlbedachten Lehren
Ein neuer Ketzer sein und lose Reden hören.
Die Wahrheit, so sein Geist mit Müh herausgebracht,
Wird als ein alter Specht von Jung und Alt belacht,
Und weil er nicht den Weg des Schlendrians genommen,
Versagt man ihm wohl gar den letzten Sitz der Frommen."

Es ist also nicht die Wissenschaft, die er tadelt, sondern ihre Diener. Ebenso verhält es sich mit seinen sehr zahlreichen Ausfällen gegen die Theologen, deren Mißbrauch ihres Lehramtes er angreift. Hier wird er fast immer persönlich, bis zur Grobheit, z. B. (S. 462):

„Dort grunzt das Murmelthier, der falsche Pietist,
Der nur, wie Sodoms Frucht, von außen kostbar ist!
— — Ich habe Grund
Die Bosheit durchzuziehn, wenn manches Heuchlers Mund
Des Allerhöchsten Mund zum Hochmuthdeckel brauchet,
Des Nächsten Schwachheit schimpft, vor Eifer schnaubt und rauchet;
Von außen Feuer speit, von innen sicher lacht,
Mit Beichtgeld Wucher treibt, den Pöbel rasend macht,
Und wenn die Obrigkeit sein Maul, wie billig, schmeißet,
Dazu noch orthodox und gar ein Märtrer heißet.
Sagt, die ihr Wahrheit liebt, und Gott und Klugheit kennt,
Ist's Unrecht, daß man die mit Haasen-Schrote brennt,
Die, so an Sanftmuth stets dem Meister folgen sollen,
Und doch so ungestüm bei Lastern fromm thun wollen?
Bei Lastern, die ihr Witz in fremde Schmach verhüllt,
Ihr Witz, der vor der Zeit der Wollust Ohr gefüllt,
Jetzt aber seinen Rest, den die nicht gar verschwendet,
Nach Pharisäer-Art auf's Ketzermachen wendet.
— — — —

Da eifert Pinehas, da muß die Canzel schmählen,
Und, was ein Schaaf versehn, der ganzen Heerd erzählen.
Bleib, dummer Prädicant, bei deiner Concordanz,
Und greife weiter nicht auf meinen Dichterkrantz!
Wo nicht, so freue dich auf meines Phöbus Pritsche,
Wie unser Chärilus, auf deutsch Magister F — —."

Dagegen feiner im Ausdruck ist die Stelle (S. 551):

„Molps ist ein Sauertopf, und schwöret mit Bedacht
Er habe bis daher zeitlebens nicht gelacht:
Molps, schweig doch nur davon, sonst sprechen alle Frommen,
Du seist daher noch nicht in Bavens Predigt kommen."

und ebenso (S. 553):

„Bav meint, ich glaubte nichts. Allein ist Bav wohl klug?
Ich glaube, daß mir Gott Brod, Seligkeit und Leben,
Ihn aber uns aus Zorn zum Prediger gegeben:
So glaubt ein frommer Christ, und ich mit ihm genug."

Nicht minder heftig ergeht sich seine Satire gegen gewisse Repräsentanten des Adels. Von ihnen sagt er (S. 374):

„Wer auf sein altes Haus ohn eignes Vorrecht pocht,
Durch trunknen Müßiggang sein Vater-Theil verkocht,
Und wenn das Dorf entläuft (wer kennt nicht unsre Zeiten?),
Auf Krippen sich bemüht, den Bauern nachzureiten;
Ist dies ein Edelmann, heißt dieses tapfer sein?
O löscht die Wappen aus! Ha! wirft ein Klügling ein,
Der etwa in der Welt so weit herum gezogen
Als unserm Bader nächst die graue Gans entflogen:

„Was, spricht er, schiert mich wohl die Grillenfängerei?
„Was nützt der ganze Kram gelehrter Hudelei?
„Ich bleibe, wer ich bin, denn zur Galanterie
„Ist jetzo schon genug das Mal di Napoli,
„Zwo Dosen von Paris, nebst einer Uhr aus London,
„Damit gefall ich schon der Schwarzen, wie der Blonden.
„Es kennt ja Jedermann die Moden neuer Welt;
„Die Künste gehn nach Brodt; und hab ich nur mein Geld,
„Den Raufer auch dabei, zusammt dem lieben Adel,
„So bin und heiß ich groß, und höre keinen Tadel.
„Darum wer mich verdenkt den soll der Henker holen!
„Ich bin ein Cavalier! Hier liegen die Pistolen!
So schwatzt der Junker fort, und macht sich thöricht groß;
Kommts aber zu der That, und steht er einmal bloß,
So zittert er vor Furcht, und hat so viel Courage,
Als jener gute Freund, den Herr, Knecht, Magd und Page
Aus Haus und Zimmer schlug; er blieb beim Nachbar stehn,
Und sprach: Es thut mir nichts, ich wollte so gleich gehn!" —

Interessant ist es nun, zu sehen, wie häufig er, dessen Gedichte der Mehrzahl nach Gelegenheitsgedichte sind, gegen diese Gattung, und zwar wiederum in Gelegenheitsgedichten eifert. Das Festreimen auf Bestellung war zum Theil sein Erwerbszweig, und doch schmachtete und litt er unter diesem Joch. Er verwahrt sich, wenn er, von seinem eigenen Herzen getrieben, irgend einem hochgestellten Manne seine Verehrung in Versen ausspricht, ausdrücklich dagegen, daß er einen Lohn erwarte. So (S. 732):

„Kein Argwohn trifft mein Dichten,
Als sucht ich dir um Lohn ein Denkmal aufzurichten.

Denn dies beschwör' ich hier bei dem was heilig heißt,
So schlecht mich auch die Hand des kargen Glückes speist,
So wenig will mir doch die Schmeichelei gefallen,
Wenn Leiern magrer Hand nach Geiz und Hunger schallen,
Vielmehr verfluch' ich oft, jedoch mir nur in's Ohr,
Die Mode neuer Zeit, da unser Musen=Chor
Ein Bettel=Orden wird, und, wo nur Braten riechen,
Zehn Dichter allbereit in eine Küche kriechen."

Aber die Sucht des Publikums nach Gelegenheitsgedichten ist, wie er sagt, übermäßig. Jeder will an gewissen Tagen ein Loblied auf sich hören, und die meisten schätzen sich glücklich:

— „wenn sie einen Kranz vor siebzehn Thaler kaufen,"

Da sieht man sie:

„Nach Versen betteln gehn und drei Paar Schuh zerlaufen."

Und die Zumuthungen, die dem Poeten dabei gemacht werden, schildert er folgendermaßen (S. 388):

— „Wenn Wieg= und Namensfest
Und Braut= und Meisterschmaus mein Pferd besprechen läßt,
Da muß der müde Gaul, o fräßen ihn die Raben!
Vor sechzehn Groschen flugs von hier nach Moskau traben.
Der fordert auf ein Blatt den ganzen Dichterkram,
Und ist fast wie Hans Tumm, der dort zum Pinsel kam,
Und bat, er möcht ihm doch vor billiges Bezahlen
Den großen Goliath auf einen Dreier mahlen.
Dem soll ich den Papa in jede Strophe thun;
Der bettelt, geht und kommt, und kann vor Angst nicht ruhn,

Bis daß ich Flavien erbärmlich vorgeleiret,
Wie, da sie gestern spät das Sonntags-Zinn gescheuret,
Ihr aufgestreifter Arm die Schwanenhaut entblößt,
Und ihm dadurch die Milch der Hoffnung eingeflößt,
Daher in seiner Brust ein neuer Aetna brennte,
Dem selbst ihr Schüssel-Faß die Gluth nicht löschen könnte."

Trotzdem ist aber die Waare zu begehrt, als daß sich nicht hunderte auf diesen Industriezweig werfen sollten (S. 389):

„Gebt Pflastertreter ab und stoßt an jeden Stein,
Es springt ein Thier heraus, das will ein Dichter seyn:
Der kommt und reckt den Steiß, vergafft sich in sich selber,
Verdreht so Aug' als Fuß, wie abgestochne Kälber,
Trägt Hut und Busen voll, ertappt mich hier und dar,
Und liest mir (Himmel hilf! jetzt hat mein Ohr Gefahr!)
Ein krankes Carmen vor, und schielt bei jeder Zeile,
Und räuspert, bis ich ihr ein falsches Lob ertheile.
Ei, sprach ich, ei das klingt! ja, denk' ich, hinten um!
Der Herr verschaffe sich ein Privilegium,
Und laß als Erz-Poet sein Bild in Kupfer stechen.
Die Trödler werden ihm den reichsten Lohn versprechen. —
Der Mißbrauch wüthet scharf, und macht uns so veracht,
Daß nirgends ein August der Musen Elend mindert.
Bisweilen findet sich ein dicker Mäcenat —
Allein wodurch? warum? Ein niederträchtig Blatt
Bestürmt sein Felsen-Herz mit ungerechtem Schmeicheln,
Als sucht es Gott und ihm den Himmel abzuheucheln.
Dies Volk vergiebt um Brod Unsterblichkeit und Ruhm,
Setzt Aff- und Hasenfleisch in Famens Heiligthum,
Macht Schneider grob und stolz, schilt Thürmer hochgeboren,
Und schlägt, wie Padua, oft Esel zu Doc-Thoren."

Die Schmeichler sind es, welche jedes Laster zu einer Tugend zu machen verstehn, und daher nicht nur ihr eigenes, sondern auch das Glück der Welt befördern. Darum sagt er (S. 529):

„O heil'ge Schmeichelei! O hochgelobte List!
Wodurch wir uns an's Brett und an das Glücke schmiegen!
O daß doch unter uns vor dich kein Tempel ist!"

Aber wie Günther immer ehrlich und offen ist, so nimmt er sich selbst von dem Tadel nicht aus. Er gesteht (S. 591):

„Ich habe meinen Kiel der Thorheit oft geliehn,
— — — —
Und manchen reichen Thor
Durch Lob und Schmeichelei zum Hochmuth angetrieben."

Dies Bekenntniß wird durch die folgende Stelle eingehend illustrirt, und zwar mit einem spöttischen Rückblick auf die Uebertreibung und Sprachmengerei der Lohensteinschen Schule (S. 376):

„Erhob ich einen Kerl zuweilen um das Geld,
So fing ich prächtig an: Orakel unsrer Welt!
Ich flocht, wie jetzt noch viel', die Namen vor die Lieder
Und ging oft um ein A drei Stunden auf und nieder.
Auch schifft ich ostermal auf Dielen über Meer,
Und holt ein Gleichnißwort aus Missisippi her;
Bestahl den Lohenstein, wie andre Schul-Monarchen,
Und war kein Reim darauf, so flickt ich ihn von Parchen,
So schlimm das Wort auch klang; Marocco, Bengala,
Fez, Bantam, Mexiko, Quinsay, Florida,

Die alle mußten mir Baum, Steine, Thiere, Linsen,
Und was nur kostbar ließ, in Dichterkasten zinsen.
Da klappte mir kein Vers, der nicht auf Stelzen ging,
Und wenn ich ungefähr ein Maul voll Götter fing,
So ras't ich voller Lust.
Dies thät ich, als mein Witz noch gar zu unreif hieß."

Er verabscheut jetzt diesen Mißbrauch der Poesie und sagt von ihr (S. 395):

„Das Amt der Poesie besteht nicht im Schmarotzen,
Sie ist kein Märchen-Kram, die Einfalt zu berücken;
Kein süßes Höllen-Gift, die Wahrheit zu ersticken;
Sie schmückt die Weisheit aus, und giebt der Tugend Zoll,
Zu welcher sie das Volk in Bildern führen soll;
Ihr Kiel entdeckt mit Recht der Laster Grund und Schande,
Ohn Abscheu vor Gefahr."

Aber freilich, ächte Poesie findet bei den Wenigsten Eingang, und er klagt (S. 387):

„Denn alle, wie man hört, verachten rechte Gaben,
Und wollen schlechterdings nur Lustigmacher haben.
Auch Leute, deren Amt und Bart und Stand und Zeit
Des Wohlstands Ernst begehrt, verstellen Gang und Kleid,
Und Sitten, Red und Kopf mit abgeschmackten Dingen,
Verscherzen die Vernunft und fangen an zu springen,
Und jauchzen überlaut, wenn irgend eine Schrift
Die ihrer Weichlichkeit gemäße Zote trifft,
Und werden vor Begier fast aus sich selbst getrieben,
So bald ein grober Kauz ein Quodlibet geschrieben."

Auch den Geschmack der Frauen schildert er als nicht besser. Die meisten sagt er (S. 590) seien:

— „Verdorbne Mode-Schwestern,
Bei welchen Scham und Zucht kein offnes Ohr mehr hat,
Und die gleichwohl dabei die allerfrömmsten lästern.
Ein sündlich-schöner Brief, ein schändlicher Roman,
Ein schlüpfrig Buhler-Lied füllt ihnen Schrank und Taschen,
Und wenn der Dichter nur fein Zoten reißen kann,
Kommt gleich ein Jahrmarktslohn von Handschuh, Band und Flaschen."

Zieht er so einerseits gegen die Vorliebe für schlüpfrige und unzüchtige Schriften zu Felde, so kann er am andern Orte auch das andere Extrem des Ungeschmacks nicht ungetadelt lassen, nämlich die Fluth von nüchternen geistlichen Reimereien. Wie hoch er die bedeutenderen Kirchenliederdichter seiner und der vergangenen Zeit schätzte, ist aus einer Reihe von Lobgedichten (z. B. an Schmolk, Fuchs, Thebesius) zu ersehen, und wie sehr es ihn selbst immer zur religiösen Poesie hintrieb, haben wir schon gesagt. Sein Eifer und Spott geht auf den Mißbrauch, der aus dem innersten Bedürfniß eine Modesache gemacht hatte. Noch aus dem siebzehnten Jahrhundert war die Sitte hergekommen, daß jeder Pfarrer, Kantor und Schulmeister Kirchenlieder dichtete. Der poetische Gehalt war längst in leerer Reimerei untergegangen, und der religiöse frische Urquell hatte in einer unabsehbaren Ausbreitung geschmackloser Salbaderei versumpfen müssen. Aber das Urtheil der großen Masse des Publikums unterschied auch hier nicht das Bessere, und bezeigte oder heuchelte vor der bloßen Firma des Kirchenliedes die andächtigste

Verehrung. Daher sagt Günther unter anderen Stellen (S. 452):

„Da wird der stumme Vers des blinden Thrax gerühmt,
Der, weil ihm das Gehirn vor Andacht längst verschimmelt,
Sein Blatt voll Sprüche stopft, der Bibel Geist verstümmelt,
Und gar so heilig reimt, daß, wenn die Köchin liest,
Und eh sie fertig ist, das Blatt voll Thränen ist.
Das gute Mensch thut recht. Wer kann Gewohnheit bessern?
Sie hat es im Gebrauch den Stockfisch einzuwässern." —

Die Art, wie Günther die Kritik auffaßte, hing durchaus mit den allgemeinen Begriffen seiner Zeit zusammen. Die Anfänge der Aesthetik rangen noch vergeblich aus theoretischen Werken voll nüchterner Anweisungen einer klaren und unbefangenen Auffassung der Poesie entgegen. Der Zweifel an Autoritäten wagte noch nicht aufzutreten, der Erisapfel des ersten principiellen Angriffs war noch nicht unter die Perrücken der Würdenträger der deutschen poetischen Tafelrunde gefallen. Erst nach Günthers Tode begannen sich, in dem literarischen Kampfe Gottscheds mit den Schweizern, die Geister über das Wesen der Kunst aneinander zu reiben, ihre Kräfte zu üben und geschmeidiger zu machen, und so zum Bewußtsein zu kommen. Es fehlte mit einem Worte noch an der mächtigen Waffe der journalistischen Aussprache. Den Dichtern und Gelehrten genügte es, in Versen einander zu erheben und zu bewundern, und das Geltendmachen jeder andern Ansicht galt für persönliche Beleidigung, die nicht ohne eine erbitterte Entgegnung bleiben konnte. Ganz diesen Charakter hat auch jener literarische Kampf zwischen dem Epigrammen-

dichter Wernicke und den Lohensteinianern Hunold und Postel in Hamburg, ein Streit, der gewöhnlich als das erste Lebenszeichen der Kritik in Deutschland betrachtet wird. Wernicke, der in der Schule der Franzosen sich den Boileau zum Muster genommen hatte, spottete in Epigrammen über die Auswüchse des Lohenstein-Hoffmannswaldauschen Geschmackes, wiewohl er die Verdienste der beiden Schlesier sehr hochstellte. Postel, der in dem Angriff auf sein großes Vorbild einen Hieb auf sich selbst vermuthete, schrieb darauf ein Sonett gegen Wernicke, worin er ihn einen Hasen nennt, der auf dem todten Löwen Lohenstein umherspringe. Wernicke, zwar gebildeter als die Gegenpartei, vergaß sich doch so weit, eine Satire gegen Postel zu verfassen, welche er „Heldengedicht" nannte, und worin Hans Sachs, mit dessen gutem Namen man damals einen elenden Reimer zu bezeichnen pflegte, den Meister Stelpo (Postel) zu seinem Nachfolger ernennt. Postel überließ die Rache hiefür seinem Freunde Hunold, der darauf Wernicke in einem albernen Schauspiele „der thörichte Pritschmeister oder der schwärmende Poet" verspottete.[1] Man wechselte noch einige erbitterte Epigramme, und endlich verlief sich die Fehde, die keiner Partei zur Ehre gereichte. Von Principien und ihrer Begründung war nicht die Rede, und die Literatur zog davon weder eine poetische Frucht, noch irgend einen kritischen Nahrungsstoff. — Verwickelte sich nun ein Dichter in einen solchen Kampf mit gewöhnlichen

[1] Vergl. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, Bd. III, S. 515. — Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. I, S. 660 und vorher S. 532. — Bouterweck, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. X, S. 352.

Reimern von Profession, so mußte derselbe noch viel prosaischer und unerquicklicher werden. Günther, bei seinem Hang zur Satire, bei seiner ungestümen Heftigkeit, sah sich in eine Menge derartiger Scharmützel hineingezogen, die auf Flugblättern geführt wurden, und für welche meist festliche, durchaus ungeeignete Gelegenheiten herhalten mußten. Er wittert, nach der allgemeinen Anschauung seiner Zeit, hinter dem Tadel nur Bosheit, und oft mochte dieselbe deutlich genug sprechen, und so ruft er (S. 532):

„Verdammte Tadelsucht! Du Seuche dieser Zeit!
Du Bastard der Vernunft, du Tochter der Megäre!"

und (S. 533):

„Schickt man das Auge nur in die gelehrte Welt,
So wird sich bald ein Schwarm von Momus-Brüdern wittern,
Die diese Schlangenbrut in ihrem Busen füttern,
Den eine Wassersucht der Hoffahrt aufgeschwellt.
Dies aufgeblas'ne Volk — —
Denkt, wenn es ein Pasquill mit Angst zur Welt gebracht,
Daß sich der Juvenal aus Eifersucht erzürne,
Da der Beleidigte die Schrift, die ihn verletzt,
Doch mehr Erbarmungs-werth als ahndes-würdig schätzt."

Hätte er sich zu dieser Gelassenheit zwingen können, so würde ihm viel Ungemach erspart worden sein, aber fortgerissen von seiner unbesonnenen Rachlust, scheut er kein Mittel, es seinem Angreifer an Abgeschmacktheit und Ungezogenheit noch zuvor zu thun. Er verwahrt sich allerdings, als ob er seine eigne Sache verfechte, und sagt (S. 416):

„— Der Eifer bricht nun los,
Anjetzo nicht sowohl vor mich das Wort zu sprechen,
Als gegen einen Pan der Musen Schimpf zu rächen.
Wohlan, Calliope, errette dich und mich
Von dieser Frevel-That, sonst wird man sicherlich
Den muntern Pegasus noch endlich zum Wallachen,
Und deine Schwestern gar zu lauter Huren machen.
Ein Klügling, welcher kaum das griech'sche Jota kennt,
Und etwan zwei bis drei gelehrte Männer nennt,
Denkt — —" ꝛc.

Und nun folgt eine lange, weitschweifige und abgeschmackte Verspottung des Pfuschers, der „ihn im Dichten durchgezogen" hatte. Selten weiß er sich in solchen Fällen zu mäßigen; er vergißt es, wenn er selbst den ersten Streich gethan, und hält die Replik des Getroffenen für das strafenswürdigste Unrecht. Wir erinnern hier an seinen ebenso erbitterten als thörichten Streit mit dem Magister Krause aus der Wittenberger Zeit.

Mehr berechtigt war Günthers Unwille über die Gleichgültigkeit der Menschen gegen ächte Poesie. Denn so vielfach er auch gezwungen war Gelegenheitsgedichte zu machen, so bewahrte der bessere Dichter in ihm sich doch seine Feierstunden, wo er an das edlere Werk auch mit reinem Gefühl und größerem Fleiße ging. Aber das Schönste, was er so geschaffen, wurde eben von der Masse, wie immer, ohne Theilnahme oder Verständniß übersehen. Darüber klagt er (S. 386):

„Man lauert, sitzt und sinnt, verändert, schreibt, durchstreicht,
Schmeißt Silb' und Reim herum, versetzt, verwirft, vergleicht,

Eh' Wörter und Begriff so wahr als zierlich passen,
Und in des Lesers Ohr ein gründlich Etwas lassen;
Doch wenn es unser Fleiß auch noch so schön gemeint,
Und nachmals vor der Welt mit Sorg' und Furcht erscheint,
So wird er oft so kahl und obenhin gelesen,
Als wär es ein Gebet vom Habermann gewesen.
Kein Blick erreicht den Geist, der im Gedanken lebt,
Kein Mund entdeckt die Kraft, womit das Beiwort strebt,
Und niemand kennt noch schätzt die Ordnung im Verbinden,
Da hundert gegentheils noch tausend Splitter finden.
Was hört' ich manchmal nicht vor Thorheit oder Neid,
Wenn ungefähr mein Kiel ein Tagewerk verstreut!
Da kriegt das Maul zu thun, da schwatzt ein Tisch voll Richter,
Da schiert und foltert man den unbekannten Dichter." rc.

— — — — (S. 587):

„Es geht nicht anders her, dies sind der Mißgunst Sitten,
Daß, weil der Dichter lebt, er wenig Ruhm erlangt;
Noch, eh die Parzen ihm den Faden abgeschnitten,
Sein wohlverdienter Kranz auf Marmorsäulen prangt.
Die Unart eitler Welt lobt selten ein Gedichte,
Wenn nicht die Hand schon fault, die es geschrieben hat,
Der Tod gebiert uns erst ein grünendes Gerüchte,
Die Ehren-Wiege bleibt des Sarges Lager-Statt."

Aber wenden wir von diesen kleinlichen und rein persönlichen Klagen noch einmal den Blick auf das Allgemeine zurück, um zu zeigen, wie er auch wieder einen höheren Gesichtspunkt zu finden wußte. All seine frühen Erfahrungen haben ihm ein im Ganzen düstres Bild von der Gegenwart erschaffen, und mit Schmerz erkennt er (S. 478):

„In Ehen Zank und Haß, in Freundschaft Unbestand,
Im Tempel Hochmuth, Geiz, Verläumdung, Wechselbänke;
In Schulen Finsterniß und leeres Wortgezänke;
In Themis Heiligthum ein goldnes Spinnennest,
Das magre Fliegen fängt und Hummeln schwärmen läßt.
Im reichsten Contoir viel Fluch an schönen Wänden;
Und endlich überhaupt in groß und kleinen Ständen
Das Leben und die Zeit der hundert zwanzig Jahr,
Eh Noah mit dem Bau des Kastens fertig war."

Er beklagt und verdammt das Wohlbehagen, in dem die Welt sich in ihrer Verkehrtheit brüstet, und das Sträuben gegen neue Ideen, die sie aus ihrer Faulheit herausscheuchen sollten. So (S. 862):

„Man getraut sich nichts zu wagen,
man verfällt von Zeit zu Zeit,
Und gewöhnt sich ganz gelassen,
zu der Niederträchtigkeit."

Endlich, da ihm all sein Spotten doch nichts helfen will, die Welt zu bessern, beschließt er zu schweigen (S. 403):

„Ich bin des Katzen-Krieges müde:
Ich liebe meine Ruh und suche nichts als Friede.
– Doch nein: Ich schweige nicht!"

In diesem Trotze ist es ihm eine Genugthuung, daß er die bedeutendsten Männer der Zeit auf seiner Seite hat, (S. 395):

„Daß Mencke, Stosch und Scharff mein Nichts vor etwas schätzt,
Daß Breßlers kluger Geist mich unverdient ergetzt,

Daß Beuchelts Haus und Huld nebst andern Freund und Gönnern
Ja, daß auch Schindels[1] Kunst, der Kern von allen Kennern
Der rechten Poesie, mir redlich wohl gewollt,
Ist mehr, als wäre mir ein Land voll Thoren hold.
— — — —
In wackrer Männer Gunst besteht ein Theil des Ruhms
Der edle Seelen ziert."

Er sieht, daß es dennoch Tag werden, daß die Geister sich aus ihrem Schlafe erheben, und Künste und Wissenschaften zu ihrem Rechte kommen müssen, und so ruft er freudig (S. 384):

„Die Weisheit bricht ja schon viel hundert Augen auf,
Und reißt durch manchen Strahl von ihrem hellen Lichte,
Der deutschen Langsamkeit die Schuppen vom Gesichte!" —

Indem wir so aus der Menge seiner ordnungslos gemischten Gelegenheitsgedichte die zerstreuten Gedanken herausgelöst und zu einem Mosaik zusammengesetzt haben, können wir den Charakter seiner Satire genauer übersehen. Es ist die unduldsame Heftigkeit einer jugendfeurigen Natur, die sich

[1] Joh. Christ. Schindel (geb. 1677, gest. zu Brieg 1750). Schrieb einige dramatische Stücke. Vergl. August Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. — Ueber Scharff s. die Note im ersten Kapitel. — Stosch und Beuchelt waren gebildete Privatmänner ohne literarischen Charakter. Der letztere, Elias von Beuchelt, Kaufmann und Kirchenvorsteher in Landshut, war ein Liebhaber und Kenner der Literatur und einer der größten Wohlthäter Günthers. Sein Sohn Hans Christoph von Beuchelt blieb Günthern als Freund innig verbündet, betheiligte sich nach dem Tode des Dichters an der Herausgabe seiner Werke, und starb bald nach ihm. — Von Breßler, der sich ebenfalls große Verdienste um G. erworben, wird später noch die Rede sein.

von der geistigen Versunkenheit ihrer Umgebung überall angewidert fühlt. Günther kämpft gegen die Vorurtheile, Thorheiten und Laster seiner Zeit, aber er ist zur Hälfte selbst noch von ihnen befangen. Er weiß es, will sich gegen sie und sich selbst wehren, aber es fehlt ihm, wie an Besonnenheit, so an einer geistigen Handhabe, die Dinge richtig anzufassen, und so konnte der fortgesetzte Kampf nur ein aufreibender für ihn werden. Auch war jenes gehobene Bewußtsein, welches sich in den zuletzt citirten Versen ausspricht, durchaus nicht seine bleibende Stimmung. Wie er unstät in seinem Leben war, und es von Jahr zu Jahr mehr ward, so ist auch seine innere Verfassung ein wiederholtes Wechseln von Befriedigung und Niedergeschlagenheit, bis zur Verzweiflung. Da sich seine Satire über einen weiten Kreis erstreckt, so mußte ihm damit eine große Anzahl von Widersachern erwachsen, deren Rache seine Vergeltungslust, wie schon erwähnt, bis zur Selbstvergessenheit herausforderte. Will aber der Dichter seine Berechtigung, die Schwächen seiner Zeitgenossen zu verspotten, beweisen, so darf er den Krieg nicht in eine unwürdige, kleine, persönliche Fehde ausarten lassen, er muß in neuen bedeutenden Werken zeigen, daß er über seinen Feinden steht. Zu langer Arbeit aber, die ein großes Werk erheischt, war Günther zu unruhig, ihm fehlte, selbst wenn sein Talent ausgereicht hätte, die materielle Muße. Er lebte zumeist von der Freigebigkeit seiner Gönner, und diese unselige Existenz hinderte ihn im Leben wie in der Freiheit des Dichtens. Manche dieser Gönner ließen sich durch seine Satiren, wohl auch durch seine zu freie Lebensweise verstimmen, und zogen ihre Hand von ihm ab. Hierin sah er

neues Unrecht, wohl gar Feindschaft, und Klagen folgten auf Klagen. Auch von diesen ist ein großer Theil seiner Gelegenheitsgedichte durchflochten.

Die Gelegenheitsdichterei als Profession also war es, zu der sich Günther herablassen mußte, er dichtete auf Bestellung und für Geld. Die Noth trieb ihn zu diesem unglücklichen Erwerbszweig, der jedoch nach der Auffassung seiner Zeit durchaus noch nicht mit dem Stempel der Unwürdigkeit behaftet war, wie er es heutzutage ist. Müssen wir die Knechtung eines so großen Talentes unter die Willkür des Publikums auch beklagen, so ist doch anzuerkennen, mit wie viel Erfindungskraft er, wenn er in Stimmung war, oder wenn ihn die Personen interessierten, sich solcher Arbeiten entledigte. Er wählt sich dann meist ein bestimmtes Thema, welches er durchführt, und mit einer Menge von geistvollen Einfällen und Wendungen durchflicht. Freilich aber geht durch die große Mehrzahl dieser Improvisationen die traurige Familienähnlichkeit des von der Noth gebornen Reimzwanges. Dann ist Alles auf's Gerathewohl, völlig handwerksmäßig eben hingeschrieben, wie denn die Massenproduction jede innere Betheiligung des Dichters aufheben mußte. Wie konnte überhaupt noch der Dichter in's Spiel kommen, wenn er auf den Tod des Herrn Schacher, Bürgermeisters in Leipzig, drei; auf das Absterben der Frau Salome Löscherin aber vier Leichencarmina für verschiedene Besteller zu liefern hatte? Daraus wird natürlich eine Fabrikwaare, und daß er bei solcher Beschäftigung sich in Verlegenheiten auch auf das bloße Zusammenflicken verstand, erhellt daraus, daß man in seiner Sammlung ein Grablied und eine Geburtstagsgratulation

findet, welche beide mit denselben vier Strophen beginnen. (S. 610 und S. 643.)

Was nun aber unter Günthers Gedichten am meisten abstößt, und wodurch er von neueren Kritikern förmlich zum Repräsentanten der Roheit gemacht worden ist, das sind einige seiner Hochzeitsgedichte. In der That häufen sich in ihnen die Anstößigkeiten, und namentlich ist ein „Hochzeitscherz" darunter, die Uebersetzung eines epithalamium des Johannes Secundus[1] (der damals sehr geschätzt wurde) von einer Plastik des Cynismus, die jedes Maaß übersteigt. Es wird sich heut Niemand mehr einfallen lassen, diese Dinge zu vertheidigen, aber seine Tadler bringen nicht in Rechnung, wie viel von seiner Schuld der Geschmacksverderbniß jener Tage anheimfällt. Oft wurde zu Hochzeiten von Günther etwas „Lustiges" begehrt, d. h. man wünschte die Neuvermählten durch Unanständigkeiten und Zoten zu begrüßen. Es war dies eine förmliche Sitte, und so wenig wurde das Ohr selbst der Gebildetsten dadurch verletzt, daß sogar ein Mencke sich nicht scheute, jenes epithalamium Günthers als ein Meisterstück zu rühmen.[2] Wenn selbst die Vertreter des Geschmackes in

[1] Johannes Secundus, mit seinem wahren Namen Jan Nicolas Everard, geb. 1511 im Haag, gest. 1536 in Utrecht. Von vornehmer Familie, einer der gebildetsten Männer seiner Zeit. Er schrieb Gedichte in classischem Latein. „Basia," erotische Dichtungen, und „Opera poetica," Oden, Elegien ꝛc.

[2] Act. erud. Th. 101, S. 346. „Es ist dasselbe (das epithalamium) unfehlbar im Lateinischen ein Meisterstück dieses berühmten Dichters: und die deutsche Uebersetzung ist Mr. Günthern so wohl gerathen, daß es zweifelhaft zu seyn scheinet, ob das Original oder die Uebersetzung mehr Kraft habe. Die ernsthaften Herren, welche der Jugend alle dergleichen

seiner Umgebung sich an dergleichen ergötzten, wenn die Würde gelehrter Professoren sich durch Anhörung wollüstiger Schilderungen nicht beeinträchtigt fühlte, wie hätte ein ausgelassener junger Student unter all den alten Herrn allein den Prüden spielen mögen? Wie verwerflich übrigens diese Richtung sei, wußte Günther wohl, wie wir das aus einer seiner Satiren gesehen haben, und sein Abscheu davor spricht sich auch sonst in späteren Gedichten aus. Wir sollten ihn daher eher beklagen als verdammen, und dürfen getrost die Hälfte seiner Schuld der sittlichen Verkommenheit der Zeit aufbürden.

Indessen mußte eine solche Verschwendung seiner Kräfte die übelste Wirkung auf ihn ausüben. Er vergaß nicht selten in Stunden, wo er sein besseres Selbst im Gedichte zu sammeln strebte, daß er sich hier nicht jene Geschmacklosigkeiten erlauben durfte, über die seine bloßen Kunden hinwegsahen. Und so vernachlässigte er oft den Ausdruck, so sehr er auch sonst seiner Herr war.

Manches davon beruht auf provinzial-schlesischen Wendungen, z. B. „Thu doch nicht so sehr um mich," d. h. gräme dich nicht. Anderntheils bewegt er sich in dem Kreise der conventionellen damaligen Dichtersprache, die durch Geschraubtheit, Ziererei und Uebertreibung des Ausdrucks die Leere des Inhalts zu verdecken suchte.[1] So brauchte er oft

poetischen Spielwerke aus denen Händen reißen wollen, werden freilich mit der etwas freien Güntherischen Feder nicht zufrieden seyn: und ich habe gar keinen Beruf dieselbe zu rechtfertigen. Das aber kann man nicht leugnen, daß die Poesie in dieser Uebersetzung von der Stärke des Verfassers kein geringes Zeugniß ablege."

[1] Vergl. Hoffmann von Fallersleben a. a. O.

Worte: Faust für Hand, Brunst für Liebe, bekleiben für bleiben; dann Umschreibungen wie: angenehmer Fleiß für Gedicht, grünes Alter für Jugend; ferner die Bezeichnungen „galant und nett,“ für allerlei Abstufungen der Begriffe von Liebenswürdigkeit und Schönheit. Anderes jedoch fällt ihm allein anheim. So singt er einem abreisenden Freunde den Gruß (S. 171):

„Wir schmeißen dir den treuen Segen,
So bald du wanderst, hinten nach!“

Ferner in der Cantate an die Violine des Herrn Pfeiffer (S. 346):

„Nun weinen Geist und Darm zugleich,“

und:

So hör' ich auf den sanften Därmen
Die Gratien im Cirkul schwärmen.“

Einem Bräutigam sagt er, die Lippen seiner Braut seien eine Kelter (S. 216):

„Woraus die Küsse süßer fließen
Als Edenburgs October-Bier,“

und in demselben Gedichte, nachdem er von dem Gerede der Leute bei Verlobungen gesprochen hat, macht er den Vergleich:

„Und kurz, ein Eckstein gleicht den Bräuten,
Woran sich jedes Ferkel reibt.“

Endlich, um zugleich den Gipfel der Verkehrtheit zu bezeichnen, noch das folgende Beispiel (S. 228):

„Ein Mensch der seiner Freiheit winket,
Und den gelehrten Durst mit trockner Dinte löscht,
Erfährt die Wollust auf der Erden,
Die Plato schon des Himmels Vorschmack hieß;
Sein Zimmer ist ein Paradies,
Wo ihm Papier und Buch zu Feigenblättern werden,
Mit welchen er, wenn ihn der Pfeil der Mißgunst schreckt,
Die Blöße seiner Unschuld deckt."

Vor solchen Geschmacklosigkeiten hütet er sich jedoch in späteren Gedichten mehr und mehr, und in der richtigen Erkenntniß dieser wilden Auswüchse seiner Poesie, sagt er — freilich in Worten, die noch völlig der unedlen Ausdrucksweise angehören (S. 381):

„Mein Phöbus liegt noch krank, ich hab ihn in der Cur,
Und will ihm nach und nach die schwülstige Natur,
Die seine Jugend plagt, aus Blut und Gliedern treiben."

Mit ein paar Worten mag hier noch der lateinischen Jugendgedichte Günthers Erwähnung geschehen. Es sind Schularbeiten in leidlichen Versen, aber ohne Interesse. Einige davon stammen aus seinem achtzehnten Jahre, zum Theil in Strophen, zum Theil in Hexametern, im Ganzen vierzehn an der Zahl. Die römischen Dichter, denen sie nachgebildet sind, erklärt er oft für seine Vorbilder. In der That ist ihr Einfluß auch in seinen deutschen Gedichten vielfach zu bemerken. Die Lectüre des Properz ist an seinen Liebesliedern nicht spurlos vorüber gegangen, und das schon erwähnte Gedicht „An Flavien," klingt geradezu wie eine übersetzte Elegie des Properz. Aber freilich sind Günthers Alexandriner nicht im

Stande, die wunderbare Grazie wiederzugeben, die in den Gesängen an Cynthia athmet. Augenscheinlich ist das Beispiel des Horaz in Günthers Satiren, doch auch in manchen seiner Lieder ist es nicht zu verkennen. Indessen wird Günther bei solcher Vergleichung immer schlecht wegkommen. Die Feinheit des classischen Dichters ist ihm unerreichbar, seine Aufmerksamkeit haftet mehr an dem Sachlichen, das er dann in ziemlich unbeholfener Weise wieder giebt. So z. B. in seiner Bearbeitung der neunten Ode aus dem dritten Buche, wo aus dem Zwiegesange Horazens und Lydia's eine ziemlich nüchterne Verhandlung zwischen Damon und „Lehngen" geworden ist.

Wollen wir nun die literarische Stellung bestimmen, die Günther unter seinen Zeitgenossen einnimmt, so ist die Hauptsache schon oben bei der Würdigung seiner eigentlichen Lyrik gesagt. Trotz aller Unform und Geschmacklosigkeit, die eine Menge seiner Gedichte herabzieht, bleibt doch noch ein gut Theil von fast tadelloser Vollendung übrig. Diese sind es, die bei einer vergleichenden Werthbestimmung einzig in Betrachtung kommen, und in diesen steht er durchaus über den nach der Ansicht seiner Zeit glänzendsten Sprachmustern, den Canitz, Neukirch, und den Hofpoeten Besser und König. Wo man bei diesen überall die Befangenheit in unbeholfener Theorie, die schwere Arbeit und mühsame Feile erkennt, hört man bei ihm den melodischen Fluß der Verse in jener frischen Ursprünglichkeit, wie er nur dem wahren Talent entquillt. Und was den Inhalt betrifft, so steht, da die eben genannten Dichter, bei innerer Flachheit und conventioneller Steifheit, nichts wahrhaft Menschliches und darum Poetisches zu äußern

verstanden, nur ein Einziger in seiner Nähe, dessen Talent mit dem seinigen hätte wetteifern können, nämlich Brockes. Aber Brockes kommt, er mag in großen Zügen oder in kleinster Detailbeobachtung malen und beschreiben, doch nicht über Eine Empfindung hinaus, in der sich der ganze große Reichthum seines Gemüthes concentrirt. In dem Verhältniß des Geschöpfes zum Schöpfer wurzelt seine Poesie, und findet darin, da er Alles und auf oft sehr unzweckmäßige Weise auf das Gefühl religiöser Verehrung zurückführt, ihre hindernden Schranken; Günther jedoch vereinigt das religiöse Gefühl mit der ganzen Scala menschlicher Empfindungen, und gebietet so über einen Reichthum von Tönen, die ihn, bei der Elasticität seiner Gestaltungskraft, zu dem größeren Dichter machen.

Wie sich in Günthers Poesie die Gegensätze schroff und unvermittelt nebeneinander stellen, so zeigen sie uns seinen Charakter, denn in seinem Dichten giebt er nur sich selbst. Gutmüthig, arglos, reich an tiefster Empfindung, ist er hingebend in der Freundschaft, zeigt er das tiefste Gemüth in der Liebe, die kindlichste Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten. Geistreich, witzig, voll Anmuth und bezaubernder Liebenswürdigkeit, gewinnt er sich die Herzen und ebnet er sich die Wege. Heut ist er der feurige Jüngling, der mit idealstem Schwunge seine Muse besingt, und morgen wirft er, zum Faun umgewandelt, einer Delila ein cynisches Lied in den Schooß. Heut träumt er in stiller Waldeseinsamkeit sehnsüchtig von seiner ungetreuen Leonore, morgen stürzt er sich mit wilden Gesellen und tollen Dirnen in ein bacchantisches Gelage, tobend und ausgelassen bis zur frechsten Roheit, und stößt im dämonischen Kraftgefühl diejenigen von

sich, die ihn zur Mäßigung mahnen, oder ihm Vorwürfe machen. Rausch und Sinnentaumel vergehen, die Erkenntniß seiner Verworfenheit taucht in ihm auf, und er ist der reuige, vor sich und seinem Gotte zerschmetterte Sünder. Er geht in sich, versöhnt die er beleidigt hat, Wissenschaft und Poesie fesseln ihn wieder, bessere Sitten und reinere Empfindungen stellen ihn seiner Umgebung wieder in jener schöneren Gestalt dar, in welcher man sich gewöhnt hatte ihn zu lieben. Das Alles steht, wie wir Blatt um Blatt umwenden, in seinen Gedichten zu lesen. Und wenn er zu Zeiten, scheinbar ahnungslos über den Werth seines Talentes, sein Dichten kleinlaut als ein Nichts verdammt, seinem Schicksal flucht, daß die Poesie bei ihm nach elendem Erwerb gehen müsse, so spricht sich doch in Stunden gehobenerer Stimmung sein Dichterbewußtsein groß und schön aus. Und so mögen uns, nachdem wir alle Schwächen und Flecken Günthers aufgedeckt haben, ein paar Strophen auch wieder mit ihm versöhnen, die das Selbstgefühl des Dichters durch sich selbst rechtfertigen (S. 181):

„Euch Musen dankt mein treu Gemüthe,
Wofern ich etwas gelt und bin;
Der Lorbeer eurer reichen Güte
Grünt jetzt schon auf die Nachwelt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Gesäugt, geführt, geschützt, ernährt,
Und wenn mir Freund und Trost entgangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt.

Ein Lager an den grünen Flüssen
Ergötzt mich in gelehrter Ruh,

Hier kann ich alle Noth versüßen,
Hier richtet Niemand was ich thu.
Hier spiel' ich zwischen Luft und Bäumen,
So oft die Sonne kommt und weicht,
Und ehre die in meinen Reimen,
Der nichts an Treu und Schönheit gleicht.

Sprecht mehr, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm,
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit ins Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir Beides einerlei:
Wen wahre Lieb und Weisheit adeln,
Der ist allein von Sterben frei."

Sechstes Kapitel.

Günther am Hofe zu Dresden. Leonore noch einmal.

(Juni bis October 1719.)

Mencke ließ sich durch das Fehlschlagen des ersten Versuches, Günthern eine sichere Stellung auszuwirken, nicht einschüchtern. Noch im Frühjahr 1719 eröffnete sich ihm eine neue Aussicht dazu. In Dresden wurde nämlich ein „Mensch" gesucht, „der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes in gebundener Rede etwas in der Geschwindigkeit aufzusetzen geschickt wäre." Man wendete sich an Mencke, dessen Rath in Sachen der Kunst und Wissenschaft

häufig begehrt wurde. Zwar hatte man einen derartigen Menschen in Dresden in dem Hofdichter Herrn von Besser, aber dieser war alt geworden, und seine langweilige Nüchternheit, verbunden mit der Langsamkeit seines Arbeitens, konnte die Anforderungen des nach Genuß haschenden und rasch lebenden Hofes nicht mehr befriedigen. Die Stellung, die er einnahm, war aus der der einstigen Hofnarren und späteren Pritschmeister hervorgegangen. Herr von Besser jedoch, der in Preußen schon unter dem großen Kurfürsten Gesandter in London gewesen, dann unter König Friedrich I. in Berlin als Hofpoet in Ansehen geblieben, und nach dem Tode dieses Königs durch Recommandation nach Dresden gekommen war, hatte dieses Amt zu einer angeseheneren Hofcharge erhoben. Er führte den Titel Ceremonienrath. Es war nicht unwahrscheinlich, daß sein Nachfolger zum Genuß derselben Vortheile gelangen würde. Mencke schlug daher Günther für diese Stellung vor. Die leichte, improvisierende Art seines dichterischen Schaffens hätte denselben vielleicht auch geschickt dazu gemacht, sonst aber brachte Günthers leidenschaftliche und dabei aufrichtige und arglose Natur nichts mit, was an den Hof gepaßt hätte. Gleichwohl reiste er, mit Empfehlungen von Mencke bestens versehen, im Anfang des Sommers nach Dresden.

Jedoch war die Anfrage an Mencke nur unter der Hand geschehen, und so durfte Günther auch nicht offen als Bewerber auftreten. Es galt fürs Erste nur, sich hier und da zu präsentieren, und die dichterischen Fähigkeiten glänzen zu lassen. Ueberdies fehlte es an dem verschwenderischen und ausschweifenden Hofe nicht an Abenteurern aller Art,

vornehmen wie geringen, Künstlern und Poeten, die ihr Glück zu machen suchten; wer hier vorsprach, traf auf rauschende Feste, deren Pracht sich mit jedem Jahre steigerte. Welchen Eindruck mußte diese Welt des raffinierten Luxus und Genusses auf den für jeden Sinnenreiz nur zu sehr empfänglichen Günther machen! — Menckes Empfehlungen öffneten ihm die ersten Kreise, er hatte Gelegenheit sich in der Gesellschaft zu zeigen. Seine Erscheinung und sein Benehmen fanden Beifall, doch dauerte es Monate, ehe ihm eine Audienz bei dem König angesetzt wurde. Inzwischen ward der Zweck seines Aufenthalts in Dresden ruchbar, und so setzte sich sofort eine feindliche Partei, die er sich durch satirische Ausfälle vielleicht noch gehässiger gemacht hatte, gegen ihn in Thätigkeit.

Ich folge in der Darstellung der nachstehenden Situationen einer Schrift, deren Glaubwürdigkeit mir außer Zweifel zu sein scheint, nämlich dem „Gespräch Günthers mit einem Ungenannten im Reiche der Todten,“ welches einige Jahre nach seinem Tode erschien. Sind doch auch manche neuere Literarhistoriker der Annahme nicht abgeneigt, daß Günther hier das Opfer eines Bubenstücks geworden sei. Die bezeichnete Schrift habe ich jedoch noch in keinem literargeschichtlichen Werke erwähnt gefunden.[1]

Der Ceremonienrath von Besser hatte schon seit einigen Jahren in dem ihm geistesverwandten jungen Dichter Ulrich König einen bereitwilligen Schleppenträger und einen Helfer bei seinen poetischen Schwergeburten. Er konnte ihn bei der

[1] Weiteres über das Todtengespräch s. Kap. 10 (4) dieses Buches.

Arbeit nicht mehr entbehren, und in der That waren Königs Verse ebenso nüchtern und schaal, wie die seines Vorbildes. Beide formengewandt, höfisch, schmeichelnd, gedankenlose Taschenspieler mit prunkenden Bildern und hochtrabenden Worten, nur daß König durch Schnellfertigkeit die altersschwache Reimnoth Bessers überholte. Besser hatte längst beschlossen, durch seinen Einfluß dem getreuen Jünger auch die Nachfolge im Amte zu sichern. Indessen war Günther auch gut empfohlen, es galt daher, diesen unmöglich zu machen. — König war im Gefolge einer Opernsängerin, der Jungfer Schwarz, nach Dresden gekommen. Schon in Braunschweig und Hamburg hatte er mit ihr zusammen gelebt, in Dresden aber galt sie als seine Frau, bis es ein paar Jahre darauf, da er schon Hofrath geworden war, schrecklich mit ihr tagte. Diese Jungfer Schwarz, von der Gefahr, die ihrem Geliebten durch Günther drohte, unterrichtet, reichte gern die Hand dazu, den lästigen Fremden durch jede mögliche Intrigue zu verdrängen. Sie hatte Connexionen bei Hoch und Niedrig am Hofe. Der Tag der Audienz Günthers bei König August war leicht erfragt. Man mochte auch des Nebenbuhlers schwache Seiten bereits erkannt haben. So wurde bald ein Kellerbedienter bestochen, ihm im Wartesaal ein Glas Wein, in welchen aber Brechtropfen gemischt waren, zu reichen. Günther ging arglos in die Falle. Als er zum König gerufen wurde, kündigte sich die Wirksamkeit des Mittels schon an. Er konnte auf keine Frage ein Wort hervorbringen, und sah sich, zum Erstaunen des Monarchen, genöthigt, das Zimmer zu verlassen. Natürlich war die Gnade des Königs durch dies Benehmen für alle Zeit verscherzt, zumal da man aussprengte, Günther

sei betrunken gewesen. Diese Anklage mochte glaublich genug erscheinen, und so ist sie in viele Literaturgeschichtsbücher übergegangen. Betrachtet man aber die Umstände genauer: die allgemeine Unsittlichkeit an einem luxuriösen Hofe, wo eine Intrigue, wie die geschilderte, höchstens als eine lustige Prellerei erschien, bei der der Betrogene noch gelinde genug wegkam; das Haschen und Jagen nach Aemtern, wobei Parteien und Koterieen noch in ganz anderer Art gegen einander arbeiteten; so wird man sich geneigt fühlen, an die Wahrheit der Erzählung zu glauben.[1]

Günther war außer sich über dieses Mißgeschick, auch

[1] Gödeke (Grundriß zur Gesch. d. d. Dichtung II, S. 534) stellt die Sache anders dar. Demnach hätte Ulrich König Günthern selbst zu der Stelle vorgeschlagen. Diese Notiz aber ist aus J. L. Rosts Vorrede zu Königs Gedichten geschöpft, einem Panegyrikus auf König, dessen Behauptungen mindestens mit derselben Vorsicht aufzunehmen sind, als die Darstellungen im Todtengespräche. Rost, der die Gedichte Königs, ein Jahr nach dessen Tode, 1745 herausgab, kannte jedenfalls das schon 1739 erschienene Todtengespräch. Er, der seinen Autor von allen Flecken zu reinigen strebte, verfährt in der Vorrede mit gereizter Polemik gegen jeden, der in König nicht einen der ausgezeichnetsten Dichter, und seinen Charakter nicht im idealsten Lichte sehen will. Wer sonst nichts von König wüßte, müßte schon durch die Uebertreibung und die Absichtlichkeit dieser Lobrednerei mißtrauisch gemacht werden. — Möglich, daß König, als die Rede davon war, die eingegangene Pritschmeisterstelle zu erneuern, Günthern für dieses lächerliche Amt vorgeschlagen. Als man aber von dem Titel eines „Königlichen geheimen Secretärs und Hofpoeten" sprach, verfolgte er seine eigenen Zwecke, denn „sechs Jahre waren ihm (laut Rost) nicht zu lange, an diesem Hofe sein Glück zu erwarten." Uebrigens wurde (s. Rost) das vorige Pritschmeisterkleid in die ordentliche Kleidung eines römischen Herolds verwandelt, „also daß man sagen konnte, der Verfasser (König) habe nicht die vorige, sondern eine ganz neue Stelle bedient." — Immer doch eine Livree für die andre!

ohne noch von dem Streich, den man ihm gespielt, zu wissen. Allein er wollte nicht umsonst so lange in Dresden gewesen sein. Er verfaßte ein langes Gedicht an König August, ein höchst verunglücktes Stück Arbeit, dem man die ganze Hast, Verwirrung und Rathlosigkeit seiner Lage anmerkt. Er sucht den Herren Besser und König ihre Art des Weihrauchstreuens abzusehen, was bei ihm ganz abscheulich herauskommt. Das Gedicht hatte auch keinen Erfolg mehr, und er mußte Mencken mittheilen, daß seine Speculation auf den Hof noch einmal vergeblich gewesen sei. — Beiläufig mag hier erwähnt sein, daß Herr König bald darauf die Stelle nebst dem Hofrathstitel erhielt.

Jetzt erwachte Günthers Stolz, er mochte inzwischen auch von dem geheimen Gewebe, in das er gefallen war, gehört haben. Er schalt sich selbst über jeden Schritt, den er hier gethan. In dem Gedicht „Auf das Glück" spricht er wieder ein edleres Bewußtsein aus (S. 204):

„Mein Herz ist viel zu hoch geboren,
Als daß es in der Sclaverei,
Zu der des Pöbels Mund geschworen,
Ein Schimpf vor seinem Adel sei!"

Und so auch in einem Briefe (Nachlese S. 196):

„Nach Hofe taug ich nicht, ich hab ein treu Gemüthe,
Und bin der Wahrheit Freund, die wär allein mein Fall."

Was Günthern aber schnell auf andere Gedanken brachte, war eine Nachricht aus der Heimath. Leonore war Wittwe geworden.

Er hatte geglaubt, sie seit Jahren wunschlos, wie eine Schwester zu lieben, dieser Fall aber zeigte ihm, daß sie noch ihre ganze frühere Macht über ihn ausübte. Sie hatte ihr Kind und ihren Gatten begraben, hatte ihre Untreue durch Elend, Reue und Trauer gebüßt, und stand nun allein und vereinsamt da. Aber sie war wieder frei, und er wußte, daß er unvergessen in ihrem Herzen lebte. Mitleid, Freude, zugleich mit allen alten Wünschen erwachten von Neuem in ihm. Er ist wie verzaubert, und folgt dem unwiderstehlichen Zuge nach der Heimath und zur Geliebten (S. 300):

„Ja ja! ich fühle schon die Rückkunft erster Triebe,
Mein Blut erinnert sich der damals reinen Treu,
Es wallt und jauchzt vor Lust, und wählt die alte Liebe,
Damit sie dermaleinst des Ehstands Himmel sei.
Was denkst du dir, mein Herz? O gieb dir selbst Gehör,
Du suchst Lenorens Gunst — sie liebt dich ja nicht mehr!

Ich weiß, sie liebt mich noch, und kann mich nicht verlassen,
Die Neigung gleicher Art verband uns gar zu scharf.
Komm wieder, liebster Schatz! Nun will ich dich umfassen,
So lang ich nur noch hier der Luft genießen darf.
Ist etwas, das uns trennt, so ist's der Leichenstein:
So stärkt der Riß das Band, so sollt' und mußt' es sein!"

Am 2. September reiste er von Dresden ab. Sein Herz schlug höher, als er den Boden seines geliebten Schlesiens wieder betrat. Aber ehe er Leonorens Wohnort aufsuchte, dachte er noch einem andern Wunsche seines Herzens zu genügen. Das Zerwürfniß mit seinem Vater bedrückte ihn, denn seine Liebe und Achtung war durch die Strenge desselben

nicht verringert worden. Er wollte seine Familie wiedersehen, und hoffte durch sein persönliches Erscheinen Verzeihung zu erlangen. Diese Aussicht stimmt ihn fröhlich, und er singt (S. 185):

„Nunmehr erfahr ich dessen Freude,
Der dort den Rauch von Ithaka,
Nach glücklich überstandnem Leide,
Wie ich mein Striegau wieder sah!"

Aber seine Hoffnung sollte ihn täuschen. Der Vater hatte in seinem alten, nie vergessenen Grolle kein Wort des Willkommens für ihn. Und der Sohn kam mit Ruhm bedeckt, ein von der Mitwelt gefeierter und gepriesener Dichter — aber freilich ohne bürgerliche Stellung, nicht in dem Fache berühmt, welches er einst halb unbewußt erwählt hatte, nicht als Mediciner, wie der Vater es verlangte! Sein Wittenberger Leben erschien dem Alten als die furchtbarste Schande, seine Satiren hatten ihn empört, sein ganzes Dichten war ihm ein Abscheu. Er wollte keinen Versemacher zum Sohne, keinen vagabundierenden Hungerleider, und wär' er noch so berühmt, er wollte einen Sohn von regelrechtem Zuschnitt, und mit einem Amt, das Frau und Kinder ernähren könnte. Und da ihm der Sohn dies nicht aufzuweisen hatte, so mochte er nichts von Versöhnung wissen. Mutter und Schwester weinten und baten, Verwandte und Freunde suchten zu vermitteln — umsonst; Thränen und Bitten steigerten nur den starren Eigensinn des Alten. Er sprach das Verbannungsurtheil über den Sohn aus, indem er ihm verbot die Schwelle des väterlichen Hauses jemals wieder zu betreten. — In

tiefster Seele erschüttert verließ Günther Striegau. Der Groll des Vaters lastete schwerer denn je auf seinem Gemüth. Er durfte sich sagen, daß seine Vergehungen nicht so entsetzlicher Art, und überdies die unter der Jugend seiner Zeit ziemlich allgemeinen gewesen waren, allein dieser Trost schwand dahin unter den Eindrücken der letzten Tage. Jetzt erst wurde auch die Empfindung seines Mißgeschicks in Dresden, das er an Ort und Stelle leichter genommen hatte, verbunden mit dem Druck der Unsicherheit und Zerfahrenheit seiner ganzen Existenz, in ihm lebendig. Durfte er nach so viel Enttäuschungen noch einer Hoffnung Raum geben? Durfte er einem Willkommen Leonorens entgegen sehen? Alle Zukunft scheint ihm hoffnungslos, und in leidenschaftlichem Schmerz klagt er sein hartes Schicksal an (S. 935):

„Dich, blasser Mond, und euch, erzürnte Sterne,
Euch, deren Einfluß, Trieb und Macht
Mein Elend zeugt und auch belacht,
Beschwör ich bei der Noth, bei der ich fluchen lerne!
Sagt, weil doch euer Licht in alle Winkel fällt,
Sagt, ob auch die Natur noch solch ein Stiefkind hält?

Bin ich allein zum Aergerniß erschaffen,
Und steckt mein Wesen voller Schuld?
Wie hat der Himmel noch Geduld?
Und warum säumt sein Zorn mich plötzlich hinzuraffen,
Nachdem die Erd' an mir ein solch Geschöpfe nährt,
Das ihm zur Schande lebt, und sonder Nutzen zehrt?"

Er fragt die himmlische Erbarmung, ob sie sich ihm ganz entzogen habe, und wie und wo er sie finden könne?

„Sei wo du willst! Du mußt mein Leid erfahren,
Das fast ein jedes Element
So gut als mich das Unglück kennt.
Die Seufzer müssen sich mit Luft und Winden paaren,
Die Erde fühlt die Last, von Thränen wächst die Flut,
Und meiner Güter Rest entführt die wilde Glut!"

Mit solchen Empfindungen näherte er sich Schweidnitz, wo er am 25. September anlangte. Doch wußte er, daß er Leonoren hier nicht finden würde. Sie wohnte in Borau, wohin sie ihrem Gatten vor vier Jahren gefolgt war. Die Stadt, in der er die glücklichste Zeit seines Lebens zugebracht hatte, weckt tausend schöne Erinnerungen wieder in ihm auf, aber gemischt trüben Ahnungen (S. 185):

„Du ehmals liebster Ort der treuen Leonore!
Wie zärtlich rührt mich nicht der Anblick deiner Thore,
Wodurch ich damals oft an ihrer Hand spaziert!
Dort merk' ich schon den Raum worauf wir uns versprochen,
Dort blickt der Altan vor, auf dem wir sechzig Wochen
Die Wächter hinter's Licht geführt.

Seid tausendmal gegrüßt, ihr Felder, Sträuch' und Bäume,
Ihr kennt wohl diesen noch, von dem ihr so viel Reime,
So manches Lied gehört, so manchen Kuß gesehn;
Besinnt euch auf die Lust der heitern Sommernächte!
Was meint ihr, wenn mein Wunsch nur eine wiederbrächte?
Das wird wohl nimmermehr geschehn!

Wo find' ich aber nun mein Allerliebstes wieder?
Verräth mir gar kein Gras das Lager ihrer Glieder?

Ich spüre keinen Schritt, die Sommerstub ist leer.
Wie traurig scheinst du mir, du nicht mehr schöner Garten!
Du hast ja zween gehabt, was soll ich einsam warten?
Ach stell' auch beide wieder her!"

Auch sonst findet er Alles verändert. Von seinen alten Gönnern hat der Tod manche dahin gerafft, die Freunde kommen ihm kühler und scheuer entgegen, die Feinde sind mächtiger geworden, und erheben kühner ihr Haupt. Er, der von Liebe und Glückwünschen begleitet, einst die Stadt verlassen hatte, ist jetzt ein Fremder. „Mein Gott!" ruft er, „wie ändert sich so viel in wenig Jahren! Was wird nicht noch geschehen!" Er verläßt die Stadt. „Du bist mir doch nicht Schweidnitz mehr!" sagt er zum Abschied, und macht sich auf den Weg nach Borau. Ernst gestimmt, auf jede neue Enttäuschung gefaßt, nähert er sich dem Wohnorte Leonorens. Er kommt an, und jetzt nach vier Jahren stehen sich die Liebenden wieder gegenüber. Beide nicht ohne Schuld, beide vom Leben hart angefaßt, und reich an schmerzlicher Erfahrung. Ihr Wiedersehen ist ein beglücktes, aber es hat keine Worte (S. 557):

„Die Regung ist zu scharf, ich muß dich stumm umfangen,
Ein Blick, ein Druck, ein Kuß, vertritt der Zunge Pflicht!
Ihr Jahre, die ihr spät und unter Noth vergangen,
Verzeiht mir jeden Fluch, ich klag euch weiter nicht!"

Verzeihung und Versöhnung waren kaum mehr nöthig in der Stunde dieser schmerzlichen und doch frohen Vereinigung. Beide fühlten sich entschädigt für Jahre voll bittern

Ungemachs. Sie wollen von nun an mit gereifter Empfindung und fester Einigkeit der Zukunft entgegen sehn.

„Ich habe dich geprüft, verachtet und gequält,
Und überall versucht, dein Wesen steht mir an,
Und Lorchen ist's allein, was Günthern halten kann.
— Bleib wie du jetzo bist, und wenn dich Alles plagt,
So denk an Gott und mich, und an mein Wiederkommen.
— Wir wollen unsern Lauf in süßer Ruh vollbringen.
Auch dein Gedächtnißmal soll Zeit und Tod bezwingen,
Und Lorchens Name wird in meinen Büchern blühn,
So lange Kunst und Fleiß noch einen Dichter ziehn."
(Nachlese, Fragm. S. 111—118.)

Günther blieb einige Wochen in Borau. Die alten Tage waren den immer noch jugendlichen Liebenden wieder gekehrt. Leonorens Charakter hatte sich in der Schule des Leidens befestigt, ja vielleicht mehr, als der ihres Freundes. Sie warf sich mit Eifer auf wissenschaftliche Studien, verlangte Bücher von ihm, und beklagte, daß sie nicht mit ihm ziehen und sein Streben theilen könne. Auch sie besaß dichterisches Talent, und so sollte fortan Alles zwischen ihnen gemein sein. Günther begann nun ernstlichere Pläne für die Zukunft zu machen. Das Studium der Medicin, welches ihm jetzt das Mittel zum einstigen Besitz Leonorens werden sollte, schien ihm plötzlich nicht mehr widerwärtig. Er dachte daran nach Leipzig zurückzugehen und den Doktorgrad zu erwerben. Dagegen schrieben ihm seine bekannten und unbekannten Freunde aus Breslau, er möge sie besuchen. So beschloß er, den Umweg über Breslau zu machen, und sich dort mit den Freunden

über seine Zukunft zu berathen. Er nimmt Abschied von Leonoren (S. 308):

„Gedenk an mich und sei zufrieden
Mit dem, was Glück und Zeit bescheert!
Wir werden noch einmal geschieden,
Und scheinen solcher Prüfung werth.
Die wahre Treu erinnert dich:
Halt an, halt aus, und denk an mich!"

Dies Gedicht, eines seiner schönsten, (im Anhang mitgetheilt) ist einem früheren parallel gearbeitet, in welchem sich nach der Entsagung sein Gefühl ausspricht. („Gedenk an mich und meine Liebe, du mit Gewalt entrissnes Kind!" Siehe das dritte Kapitel.) Die Bewegung, die in jenem noch schmerzlich nach Fassung ringt, ist in diesem einer frohen Zuversicht gewichen, der die ganze Welt nichts mehr anhaben soll. Und in dieser Stimmung verließ er Boran, und langte gegen die Mitte des October in Breslau an.

Siebentes Kapitel.

Breslau. Großes Leben und Anfang des Elends.

(Herbst 1719 bis Herbst 1720.)

Günther wurde in Breslau freudig empfangen. Hier fand er eine Menge von Jugendfreunden und Universitätsgenossen, die die schlesische Hauptstadt vereinigt hatte, beisammen. Dazu kamen jene Gönner, die ihm schon nach

Leipzig freundlichen Zuspruch und Unterstützung gesendet hatten. Er sah sich bereits bekannt, willkommen geheißen, und war bald mitten im Strom des Breslauer Lebens. Dieses dürfen wir uns bewegt und rauschend genug denken. Breslau war schon damals eine Stadt des Luxus und der Ueppigkeit, als Residenzstadt und Sammelplatz des schlesischen Adels, wußte es allen Glanz und Genuß, welchem die Zeit huldigte, zu bieten. Es besaß unter anderem eine italienische Oper, die sich der gefeiertsten Namen unter ihren Mitgliedern rühmen durfte.[1] Hatte nun Günther in Leipzig die Aristokratie der Bildung, vertreten durch gelehrte, bürgerliche Patrizierkreise kennen gelernt, so sollte er hier mit dem Geburtsadel des Landes in mancherlei Berührung kommen. Der Unterschied beider Kreise war nicht zu verkennen. Dort Gesittung, würdevolle Haltung, die, mochte sie gleich mit ein wenig Pedanterie verbunden sein, doch volle Achtung gebot; hier ein Leben des Genußes, unbekümmert um bürgerliche Sitte, schrankenlos und roh, trotz der glänzenden Politur. Günther war der Gefahr, durch solche Beispiele mit fortgerissen zu werden, nur zu sehr zugänglich. Doch fand er glücklicherweise auch hier einen Mann, der sich, wie Mencke dort, freundlich und väterlich seiner annahm. Es war Herr Ferdinand Ludwig von Breßler, einer von jenen, die im Stillen schon für ihn gewirkt hatten, da er noch in Leipzig lebte. Breßler war einer der angesehensten und wohlhabendsten Männer, wahrscheinlich zum Rathe der Stadt gehörig. In seinem Hause versammelten sich Aristokratie und Bürgerliche, Gelehrte und

[1] S. Hoffmann, die Tonkünstler Schlesiens.

Künstler, er selbst leuchtete voran durch Bildung und guten Ton. Er öffnete auch Günthern sein Haus, und bald wurde dieser hier heimisch. Eine besondere Anziehung übte die Dame des Hauses auf ihn aus. Frau von Breßler war um wenige Jahre älter als Günther, noch von jugendlicher Schönheit, geistig regsam und für Poesie sehr eingenommen. Auch sie hatte dichterisches Talent und ihre Verse wurden gerühmt. Für sie war der junge Dichter eine nicht minder willkommene Erscheinung, als ihm die geistvolle, anmuthige Frau. Bald bildete sich zwischen beiden ein freundschaftlicher Verkehr. Er erweiterte ihre Kenntnisse in der Literatur, und weihte sie genauer in die Regeln der Verskunst ein, sie dagegen suchte durch Güte und Takt sein Wesen und Leben zu regeln und in Schranken zu halten. Er war täglich im Breßler'schen Hause, sowohl in großer Gesellschaft, wie im engsten Kreise. Mit Vorliebe gedenkt er in Gedichten der ruhigen Abende um den winterlichen Kamin, wo die Hausfrau unter wenigen Freunden den Vorsitz führte. Er hat sie mannigfach besungen, es sind zehn Gedichte, die ihren Namen tragen, und andre, die auf sie hin deuten. Er redet sie gern bei ihrem Vornamen Marianne an, aber oft auch respektvoll mit ganzem Titel. In einigen muntert er sie auf, der Poesie treu zu bleiben, er nennt sie die Sappho Schlesiens, spricht seinen Dank für erwiesene Güte aus, oder ergeht sich in demüthigen Entschuldigungen für begangene Fehler — denn solche hatte die Freundin oft genug zu rügen. Wie bei Günther jedes Interesse einen leidenschaftlichen Charakter annimmt, so blickt auch durch seine Verse an Frau von Breßler zuweilen eine Wärme der Empfindung, die über Freundschaft geht. Aber

sie mildert sich sogleich wieder, und unter dem Einfluß der klugen und edlen Frau stimmt er sein Gefühl zurück in den Ton einer ehrfurchtsvollen und dankbaren Hingebung.

Seine Gedichte an Leonoren sind dabei voll von der alten Innigkeit. Er denkt mit Freude an die jüngst verlebten glücklichen Tage, die ihm ein Pfand der beglücktesten Zukunft bleiben sollen. Besonders herzlich spricht sich die unveränderte Liebe in einem Weihnachtsbriefe in Versen aus, den er am 22. December nach Borau sandte. Er schließt mit der Strophe (S. 696):

„Was hat wohl unser Wunsch mehr auf der Welt zu suchen,
Und welches Glück ist noch wohl unsres Neides werth?
Wenn mir des Himmels Huld dich vollends ganz gewährt,
So wüthe Feind und Groll, so mag der Spötter fluchen!
Drei Dinge sind mein Trost: Gott, Wissenschaft und du,
Bei diesen seh ich stets den Stürmen ruhig zu!"

Indessen scheint er unter der hier erwähnten Wissenschaft wohl nicht die Medicin zu verstehen. Auch war er um diese Zeit schon über einen Monat in Breslau, ohne zur Ausführung seines Vorsatzes, den Doctorgrad in Leipzig zu erwerben, gelangen zu können. Vermuthlich fehlten ihm die Mittel dazu, andrerseits aber ließ er sich von dem großen und glänzenden Leben, das ihn hier umgab, nur gar zu willig tragen. Er durfte sich dem angenehmen Gefühl des Dichterruhms hingeben, und unter dem Schutze wohlwollender Gönner die drückenden Sorgen eine Weile vergessen. Und in der That galt er jetzt für das neue Gestirn, welches den Ruf der schlesischen Poesie noch einmal bewähren sollte. Auch war

seine Muse rastlos wie immer. Unter andern dichtete er eine Reihe von religiösen Liedern. Eine „reisende Standesperson" hatte sich ein Album angelegt, um es mit Gedichten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres, von den damals berühmtesten schlesischen Poeten, zu füllen. Günthern waren nicht weniger als achtzehn Nummern zugedacht, er hatte also Arbeit vollauf. Bei den meisten brachte er das Evangelium oder die Epistel des betreffenden Tages in Reime, und knüpfte daran in einem zweiten Theil, „Lehre" überschrieben, einige passende Reflexionen und Empfindungen. Vielleicht war ihm diese Zweitheiligkeit sogar vorgeschrieben. Nur zwei von diesen achtzehn Gedichten sind erwähnenswerth, nämlich die Erzählung der Auferweckung des Jünglings von Nain, und ein Lied über einige Verse aus dem Evangelium Lucä. (Letzteres im Anhang.)

Inzwischen war Breßler bemüht, Günthern irgend eine sichre Lebensstellung zu verschaffen. Und zwar wollte er ihn, da sich die Gelegenheit bot, zum — Pädagogen machen! Ein Graf Schaffgotsch suchte einen Informator für seine Söhne, und Breßler empfahl ihm seinen Schützling. Es war dies einer jener Fälle, die sich in Günthers Leben häufig wiederholen, daß er durch die Mißgriffe seiner Gönner in unangenehme Verwicklungen gebracht wurde. Der Graf war, ohne Günthern zu kennen, bereit auf Breßlers Wahl einzugehn. Eines Tages ist große Tafel im Breßlerschen Hause, sowohl der Graf Schaffgotsch, wie auch Günther, ist anwesend. Als sich die Gesellschaft von Tische erhebt, fällt es dem Hausherrn ein, dem Grafen den zukünftigen Hauslehrer zu präsentieren. Das war nun gar der allerungünstigste Moment. Günther hatte dem Weine stark zugesprochen, und erwies sich bei der

Vorstellung so betrunken, daß der Graf für einen solchen Informator danken mußte. Breßler hätte mit größerer Vorsicht, sowohl Günthern, wie sich selbst, in seinem Hause eine ärgerliche Scene ersparen können. Auch sonst begann sich das gute Einvernehmen zu trüben. Man hatte Günther verwöhnt, ihm viel nachgesehen, und fand sich nun durch die zu große Freiheit, die er sich nahm, unangenehm berührt. Frau von Breßler ging mit Aufrichtigkeit zu Werke, sie rückte ihm sein oft ungehöriges Betragen in ihrem Hause mit aller Güte vor. Es half eine Weile, er ging in sich, und wurde vorsichtiger. Seine Freundin hatte seinetwegen viel zu leiden. Man verdachte ihr den Umgang mit ihm, ja es mochte auch nicht an bösen Zungen fehlen, welche das Verhältniß in gehässiger Weise besprachen. Breßler selbst wurde immer verstimmter darüber, und dachte daran, Günther, ohne ihm seinen Schutz gänzlich zu entziehen, mit guter Weise aus seinem Hause zu entfernen. Marianne stellte sich kühler gegen ihn, und behauptete, ihr Dichten aufgegeben zu haben. Er nahm es für Ernst, und richtete ein Gedicht an sie, worin er sie über ihren Abfall von der Poesie tadelt, zugleich aber aufmuntert, den Musen treu zu bleiben. Aber das Benehmen Mariannens wurde immer gemessener, seine Aufnahme im Hause immer kälter. Da merkte er, daß er lästig sei, und blieb weg. Doch mochte er nun auch nicht länger in Breslau verweilen, er fühlte sich, wenn vielleicht schuldig, doch auch verletzt, denn man hatte seinen Uebermuth durch gar zu große Zuvorkommenheit selbst hervorgerufen. Jede Gelegenheit, von Breslau fort zu kommen, war ihm in diesem Augenblick recht. Ein Freund von ihm, Studiosus Schubart aus Lauban, redete ihm zu,

ihn nach seiner Vaterstadt zu begleiten, und dort die medicinische Praxis anzufangen. Es fehle dort an einem Arzte, er werde in Lauban vortreffliche Geschäfte machen. Leichtgläubig und leichtsinnig ging Günther auf den Vorschlag ein. Breßler versicherte ihn beim Abschied seiner Freundschaft, und gab ihm ein ansehnliches Viaticum mit. Von Marianne verabschiedete er sich durch ein Gedicht. Er sagt ihr Dank, bittet um Verzeihung', und schließt (S. 770):

„Von dir, gelehrte Frau, verlang' ich weiter nichts
Als nur noch diesen Strahl des holden Gnadenlichts,
Die Fehler junger Zeit mit Großmuth zu ertragen,
Und meiner Musenschaar bisweilen Trost zu sagen."

Vier Monate hatte Günther in Breslau zugebracht, das Leben von einer neuen Seite kennen gelernt, und alte Erfahrungen erneuert. Es waren die letzten Glanztage seines Lebens, aber zugleich wieder eine nutzlos vergeudete Zeit. So leicht er in der Poesie jeden Gedanken durchzuführen vermochte, so unausführbar war es ihm im Leben einem Plane nach zu gehen, einen Entschluß zum Ziele zu bringen. Viel zu zerstreut, von jedem sinnlichen Reiz verlockt, viel zu unstät zu einem energischen Handeln, mußte er es seinen Gönnern überlassen, für ihn zu denken und zu schaffen. Diese unselige Abhängigkeit machte ihm einen selbständigen Schritt immer schwieriger, und wo er sich zu einem solchen zusammenraffte, bildeten ihn Verwirrung und Hast des Augenblicks gewiß zu einer Thorheit um. Zu diesen eigenen Fehlern gesellten sich dann nicht allein die augenscheinlichen Mißgriffe seiner Freunde, sondern auch wirkliches Mißgeschick verwirrte

und verrückte ihm Plan und Ziel. Vom Augenblick mußte er sich treiben lassen, zwecklos, abenteuerlich und elend wurde sein Dasein. Mit seinem Abschied von Breslau beginnen die Tage des ruhelosen Umherschweifens, der Entbehrung, der unaufhörlichen Klagen und Anklagen. Neue Hoffnung, neue Enttäuschung; leichtgläubige Versuche und verfehlte Pläne; willkommene Aufnahme und nothgedrungene Flucht:

„Die gute Meinung kam, die gute Meinung fiel,
Ich änderte den Platz, doch nicht das Trauerspiel. —“

Mitte Februar machte er sich mit seinem Reisegefährten Schubart auf die Wanderschaft. Sie sprachen unterwegs bei verschiedenen Landgeistlichen vor, und fanden in Jauer ein paar neue Gönner, die Günthern einen Wechsel mitgaben. Sein Kumpan half ihm das Geld nach Kräften durchbringen. In Lauban angelangt, nahm er Wohnung bei Schubarts Familie. So saß er denn da und wartete auf Patienten. In welcher Weise er übrigens zu prakticieren dachte, und wie es mit seiner Befähigung stand, bleibt dahingestellt. Seine medicinischen Studien, waren sowohl in Wittenberg wie in Leipzig, nur mangelhaft gewesen, und wenn er bei seiner schnellen Auffassungskraft auch mancherlei Kenntnisse erlangt haben mochte, so durfte er doch wohl nur an eine untergeordnete Winkelpraxis denken. Schon nach ein paar Wochen stellte es sich heraus, daß seine übereilte Rechnung falsch gewesen. Am liebsten hätte er Lauban sogleich wieder verlassen, zumal da die Familie, bei der er wohnte, die unangenehmsten Seiten zeigte. Die Frau war von bösartiger Zunge, schmutzig, zudringlich, und wußte das Wenige, was

er durch Curieren oder Verse einnahm, für sich bei Seite zu bringen. Aber so bald sollte er nicht davon kommen. Er verfiel in eine schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Trotz schlechter Pflege und Vernachläßigung genas er, aber seine Lage wurde nun erst recht unselig. Er war seinen Wirthen verschuldet, das zänkische Weib verlangte Geld, und da sie fürchtete, wenn sie ihn aus dem Hause werfe, gar nichts zu bekommen, mißhandelte und plagte sie den kaum Genesenen aufs Bitterste. Hunger, Noth und Sorgen erschwerten seine Wiederherstellung, Wochen, Monate vergingen nutzlos, er war unfähig sich etwas zu verdienen. In seiner Angst schrieb er flehentliche Briefe um Beistand. An Breßler und Marianne, an seinen alten Gönner Scharff in Schweidnitz, an die Herrn von Löwenstädt und Richthofen, die sich auch sonst schon für ihn thätig erwiesen hatten, an seinen Schulfreund Hahn, endlich an Burkhard Mencke. Von letzterem verlangte er hauptsächlich Rath, was mit ihm geschehen solle, er wolle sich ihm ganz fügen, und „von der Pique dienen.“ Die Entgegnungen zögerten eine Weile. Er wähnte sich von der ganzen Welt verlassen, und täglich von seinen Peinigern gedrängt und verwünscht, an Körper und Gemüth hinfällig, lebte er in der verzweiflungsvollsten Stimmung. Er sah keine glückliche Zukunft mehr, und so wollte er auch Leonoren nicht länger an sein Geschick ketten. Noch am zweiten April hatte er ihr geschrieben, glücklich und froh in dem Gedanken an sie, jetzt aber schickt er ihr den Scheidebrief (S. 321):

„Mein Kummer weint allein um dich,
Mit mir ist's so verloren,

Die Umständ' überweisen mich:
Ich sei zur Noth geboren.
Ach! spare Seufzer, Wunsch und Flehn,
Du wirst mich wohl nicht wiedersehn,
Als etwan in den Auen,
Die Glaub' und Hoffnung schauen.

Vor diesem, da mir Fleiß und Kunst
Auf künftig Glücke blühte,
Und mancher sich auf Günthers Gunst
Schon zum voraus bemühte,
Da dacht' ich wider Feind und Neid
Die Palmen der Beständigkeit
Mit selbst erworbnem Segen
Dir noch in Schooß zu legen.

Der gute Vorsatz geht in Wind:
Ich soll im Staube liegen,
Und als das ärmste Findelkind
Mich unter Leuten schmiegen.
Man läßt mich nicht, man stößt mich gar
Noch stündlich tiefer in Gefahr,
Und sucht mein schönstes Leben
Der Marter Preis zu geben.

Nimm also, liebstes Kind, dein Herz,
O schweres Wort! zurücke,
Und kehre dich an keinen Schmerz,
Womit ich's wieder schicke.
Es ist zu edel und zu treu,
Als daß es mein Gefährte sei,
Und wegen fremder Plage
Sein eignes Heil verschlage.

Du kannst dir durch das theure Pfand
Was köstlichers erwerben,
Mir mehrt es nur den Jammerstand,
Und läßt mich schwerer sterben.
Denn weil du mich so zärtlich liebst,
Und Alles vor mein Wohlsein giebst,
So fühl' ich halbe Leiche
Nur zweifach scharfe Streiche.

So brich nur Bild und Ring entzwei,
Und laß die Briefe lodern,
Ich gebe dich dem ersten frei,
Und habe nichts zu fodern!
Es küsse dich ein andrer Mann,
Der zwar nicht treuer küssen kann,
Jedoch mit größrem Glücke
Dein würdig Brautkleid schmücke.

Vergiß mich stets, und schlag mein Bild
Von nun an aus dem Sinne,
Mein letztes Wünschen ist erfüllt,
Wofern ich dies gewinne,
Das mit der Zeit noch einmal spricht:
Wenn Philimen die Ketten bricht,
So sind's nicht Falschheits-Triebe,
Er haßt sie nur aus Liebe."

Leonore, obwohl bestürzt, konnte nicht glauben, daß diese Verse als das letzte Wort zwischen ihnen gelten sollten. Sie war ihm einst untreu geworden, aber nachdem sie ihn wieder gewonnen, hatte sie sich gelobt, ihre Schuld durch ein ganzes

Leben treuster Hingebung gut zu machen. Sie antwortete daher, und zwar ebenfalls in Versen (Nachlese S. 166):

„Ach liebster Schatz, verdient mein Herz
So hart versucht zu werden?
Es leidet ja wohl anderwärts
Vorhin genug Beschwerden.
Und dennoch fehlt ihm niemals Lust,
Erlaub ihm nur in deiner Brust
Auf kurz genoßne Freuden
Die Ehre, mit zu leiden!

Ich hab es ja nur dir geschenkt,
Nicht aber deinem Glücke,
Du irrst dich, wo dein Argwohn denkt
Ich fluche dem Geschicke.
Ich weine zwar, doch blos um dich,
Der Trost ist stark genug vor mich,
Wenn Philimen erkennet
Wie rein die Flamme brennet.

Du hältst mich schwächer als ich bin,
Ich schleiche zwar in Einfalt hin,
Doch weiß ich Lust und Plagen
Schon mit Verstand zu tragen.
— — — —

Bleib wo, wie lang, und wer du willst,
Nur lieb', und bleib mein eigen!
So wenig du auch jetzo giltst,
So plötzlich kannst du steigen.

Gesetzt, es sei dir nichts bescheert,
Ach, halt mich deines Elends werth!
Ich will mit viel Vergnügen
Bei dir in Hütten liegen.

Geht hin, ihr Docken stolzer Welt,
Macht höhnische Gesichter,
Erfreut euch unter Stand und Geld,
Ich habe meinen Dichter!
Er liebt wie ich, und ich wie er,
Was macht mir mehr das Leben schwer?
Die Möglichkeit, das Leben
Nach ihm erst aufzugeben."

Diese Verse Leonorens sind aber zugleich die letzte sichere Spur, die wir von ihr in Günthers Leben finden. Ob sich beide jemals wiedergesehn, ob sie noch Briefe gewechselt, ob Günther schroff abgebrochen, oder ob sie sich im Einverständniß getrennt haben? Es ist nicht mehr zu entscheiden. Unvergessen lebt sie noch in seinen letzten Gedichten fort, aber ein Jahr nach diesem Briefe Leonorens konnte Günther einen Schritt thun, welcher bewies, daß das Band mit ihr äußerlich völlig gelöst war.

Die lang ersehnten Entgegnungsschreiben von seinen Gönnern trafen endlich ein, und mit ihnen Geld, mehr als er erwartet hatte. Sein alter Freund Scharff aus Schweidnitz legte ihm ein Gedicht bei, eine Parodie auf das von Günther eingesandte. Er stellt ihm in liebevoller Weise vor, wie er sein Unglück großentheils selbst verschuldet habe, und täglich neu verschulde, und ermahnt ihn, ein vernünftigeres Leben zu beginnen. Günthers Herz war erleichtert, er bezahlte seine Schulden, und rüstete sich, den ihm verhaßten Ort zu

verlassen. Wie er jedoch überall, wo er persönlich erschien, durch sein einnehmendes Wesen die Menschen an sich fesselte, so hatte er in der Umgegend von Lauban, bei Gutsbesitzern, Landpfarrern, manchen wohlwollenden Mann für sich gewonnen. Er erzählte, daß er jetzt, da er mehr Geld als jemals in Händen habe, wieder nach Leipzig gehen wolle, um endlich den medicinischen Doctorgrad zu erwerben. Von allen Seiten jedoch rieth man ihm, sich, da er nicht gar zu entfernt von Striegau sei, vorher mit seinem Vater zu versöhnen, und sich mit ihm über seine Handlungsweise zu berathen. Günther war gern bereit dazu. Er reiste nach Striegau. Allein vergeblich, der Vater ließ ihn gar nicht vor sich. Er berieth sich mit der Schwester, und diese meinte, die einzige Art den Alten mit der Zeit umzustimmen wäre, daß er sich nochmals in irgend einer Stadt als praktischer Arzt niederließe. Mit schwerem Herzen reiste er ab, und nahm den Weg nach Breslau. Nur kurze Zeit verweilte er hier, um sich zu erkundigen, wo er als junger Praktikus augenblicklich am besten unterkommen könne. Man nannte ihm verschiedene kleine Städte, und er beschloß, sich ein Oertchen an der polnischen Grenze darauf anzusehn. Ueber Brieg reiste er nach Wilmsdorf, welches zum Ziel erwählt war. Unterwegs jedoch lernte er einen Herrn von Nimptsch auf Bischdorf kennen, der sich für ihn zu interessieren anfing. Der neue Gönner meinte, das Städtchen Kreuzburg, in dessen Nachbarschaft er selbst wohnte, würde geeigneter für Günthers Zwecke sein, und so ließ derselbe sich bereden, dort sein Heil zu versuchen. Es war im Herbst 1720, grade ein Jahr seit seiner Ankunft in Breslau.

Achtes Kapitel.

Kreuzburg. Phillis. Vagabundenleben.

(Herbst 1720 bis Winter 1722.)

Günther konnte sich selbst sagen, daß Geduld und Ausdauer dazu gehöre, sich hier einen Wirkungskreis zu erringen. Aber viel zu unruhig, um lange warten zu können, schweifte er auf den benachbarten Landgütern umher, und wenn in Kreuzburg nach dem Arzte gefragt wurde, war derselbe ausgeflogen. Am meisten hielt er sich in Bischdorf bei Herrn von Nimptsch auf. Diesen hatte er durch seine Verse noch mehr für sich gewonnen. Der neue Gönner nahm aufrichtigen Antheil an ihm. Er wollte ihn zu einem stetigeren und eingezogeneren Leben bewegen, und kam auf den Gedanken, ihn zu verheirathen. Seine Wahl fiel auf die Tochter seines Pfarrers in Bischdorf. Günther kannte sie bereits als ein schönes, kluges Mädchen, doch hatte sie sich bisher geflissentlich vor ihm zurückgehalten, und vielleicht wäre er ohne die Anreguug seines Gönners ihr niemals näher getreten. Wie es aber oft nur auf eine solche Anregung ankommt, so erwachte bald sein Interesse. Er stellte sich fortan öfter im Hause des Pfarrers, Namens Domoratius, ein. Aber sowohl dieser, wie seine Tochter zeigten sich ihm eher ablehnend als zuvorkommend, da ihnen sein freies Leben bekannt sein mochte. Dieser Widerstand des Mädchens war ihm etwas Neues, er wußte bisher nur von schnellen Siegen zu sagen. Ihre ruhige Zurückhaltung steigerte in seinen Augen ihren

Werth, er empfand eine immer wachsende Achtung für sie, und bald wurde diese zu einer ausgesprochenen Neigung. In Gedichten nennt er sie Phillis, ihr eigentlicher Name ist nicht bekannt geworden. Aber er hatte kein Glück bei ihr, sie blieb kalt und gemessen. Herr von Nimptsch entschloß sich daher, den Fürsprecher zu machen. Es ging ihm nicht besser. Sowohl der Pfarrer als auch seine Tochter erklärten sich gegen den Antrag. Phillis war schon einmal Braut gewesen, aber betrogen worden. Dies hatte ihr an sich schon gesetztes Wesen noch ernster gestimmt. Sie war eine eher herbe als weiche oder leidenschaftliche Natur. Auch ihre Größe, der majestätische Bau ihres Körpers, wiesen auf einen mehr männlichen Charakter hin. Der schäferliche Name Phillis will daher zu der Beschreibung, die Günther sonst von ihr giebt, nicht passen.

Die abschlägige Antwort, welche Herr von Nimptsch ihm von ihr brachte, war nur geeignet, seine Liebe zu befestigen, auch sprach jener die Zuversicht aus, ihn dennoch zum Ziele zu bringen. Günther wußte ihr manch schön empfundenes Gedicht heimlich in die Hände zu spielen, allein in Phillis Benehmen gegen ihn änderte sich nichts. So verging der Winter. Herr von Nimptsch war inzwischen nicht müßig. Er machte dem Mädchen begreiflich, daß von ihrer Entscheidung viel für Günther abhänge. Ihr Verstand, ihre Energie, die Macht, die sie über ihn ausübte, würden ihn zu zügeln und zu beruhigen wissen, ihre endgültige Abweisung aber müßte sein Leben nur um so zerfahrener und wüster machen. Phillis war keineswegs gleichgültig gegen Günther, nur hatte sie gegründete Bedenken gegen seinen Charakter. Die Wärme

des Tons jedoch, der in seinen Gedichten klang, begann sie zu rühren, sie glaubte an seiner Aufrichtigkeit nicht mehr zweifeln zu dürfen. Am 1. April 1721 schrieb er ihr noch einmal, am 2. entgegnete sie ihm, und beschied ihn zu sich. Er kam, und sie verlobte sich mit ihm. Der Vater machte noch mancherlei Einwendungen, die jedoch Herr von Nimptsch niederzuschlagen wußte. So war Günther Bräutigam, und fühlte sich wie zu neuem Leben erwacht. (S. 629.)

„Du sollst mir einmal noch die Jugend wieder geben,
Die jetzo voll Verdruß und Qual zurücke tritt!“

Charakteristisch ist es, daß er seiner Braut zur Verlobung einen Ring mit einem Todtenkopfe überreichte. (S. 281.)

„Erschrick nicht vor dem Liebeszeichen
Es träget unser künftig Bild,
Vor dem nur die allein erbleichen
Bei welchen die Vernunft nichts gilt.
Wie schickt sich aber Eis und Flammen?
Wie reimt sich Lieb und Tod zusammen?
Es schickt und reimt sich gar zu schön,
Denn beide sind von gleicher Stärke,
Und spielen ihre Wunderwerke
Mit allen, die auf Erden gehn.“

Die Gedichte an Phillis, deren Anzahl nicht gering ist, sind von großer Innigkeit. Zum Theil Lieder, zum Theil Briefe, zeigen sie sämmtlich die Züge eines von seinem Glücke plötzlich Ueberraschten. Er weiß seiner Freude keine Worte zu geben, und ringt in ungeordneten Anrufungen nach einem Ausdruck für sein Gefühl, z. B. (S. 691):

„Kind, Engel, Schwester, Schatz, Braut, Taube, Freundin, Licht!
Mein Stern, mein Trost, mein Herz, mein Anker und mein Leben!“

Phillis wußte ihn in strengem Respekt zu halten, und so klingt auch wieder eine achtungsvolle Scheu aus seinen Liedern. Die Bedeutung ihrer Persönlichkeit ließ kein Spiel mit falschen Empfindungen zu, ja sie wirkte so stark auf ihn, daß er ihr die offensten Bekenntnisse ablegt. Er gesteht, daß er „als ein junger Mensch, den Blut und Feuer treibt, sich oft genug vergangen, daß er sein Lied mancher Delila geweiht habe.“ Er bittet reuig um Vergebung, und hofft darauf, da er nie ein Weib so tief habe in sein Herz blicken lassen, als sie.

Indessen schien die Verbindung mit Phillis, sowohl von ihr selbst, als auch von ihrem Vater, an mancherlei Bedingungen geknüpft. In erster Reihe stand die Versöhnung mit seinem Vater. Möglicherweise hatte er dieselbe, von seinen Hoffnungen auf Phillis verleitet, für ausführbar erklärt, vielleicht auch täuschte er sich selbst darüber. Kurz, er gab den vereinigten Wünschen seiner Braut, des Pfarrers und des Herrn von Nimptsch nach, und trat zum drittenmal die Reise nach Striegau an.

Sie hatte ganz denselben Erfolg wie die früheren. Der Vater ließ ihn gar nicht vor, selbst die Nachricht, daß er seinen Willen gethan, sich als Arzt in Kreuzburg niedergelassen habe, und daß er nun um den Segen für sich und seine Braut bitte, stimmte den Alten nicht um. Unverrichteter Sache verließ er Striegau. Aber er kehrte fürs Erste nicht nach Kreuzburg zurück. Fürchtete er sich, ohne die Einwilligung und Versöhnung mit dem Vater vor seine Phillis

zu treten? Wurde ihm die Rückkehr durch sonst etwas erschwert? Kurzum, er geht nach Jauer, bleibt dort bis hoch in den Sommer, und ist im August in Liegnitz. Was er getrieben, ist nicht zu enträthseln. Aber es deutet manches darauf hin, daß Phillis Gründe gefunden hatte, ihm die Heimkehr zu ihr zu verbieten, und das Band, das sie an ihn fesselte, zu lösen. Gedichte aus dieser Zeit sprechen eine neue schmerzliche Bewegung aus, z. B. (Nachlese S. 88):

„Du magst mich hassen, fliehn und schmähn,
Es wird mir freilich Weh geschehn,
Doch soll mich nichts von dir verdrießen.
Zerreiß sogar auch dieses Blatt,
Wofern es dich beleidigt hat,
Die Neigung gegen dich bleibt ewig unzerrissen!"

Und später, nach der letzten Flucht aus seinem Vaterlande, als er alle Schmerzen der letzten Jahre aufzählt, ruft er (Nachlese S. 171):

„Phillis flocht bereits die Myrten,
Aber, ach! du Donnerwort:
Ehe sie mein Haupt umgürten,
Muß ich sonder Abschied fort!"

Auch sein Verhältniß zu Phillis war nach kurzem Freudenrausch abgerissen. Es gab für ihn kein dauerndes Glück. Wie er ausgestoßen war aus den heiligen Banden der Familie, so löste sich ihm jedes andere Band, kaum geschlungen, wieder auf, und ruhelos trieb der Unglückliche seinem Verderben

entgegen. Das ganze folgende Jahr schweift er ohne eigentlichen Wohnort umher. Bald ist er auf dem Lande bei verschiedenen Herrn von Adel zu suchen, bald bei Universitätsgenossen in Hirschberg und Schmiedeberg. Dann wiederum treibt er sich im Gebirge umher, findet kurze Rast bei Landgeistlichen und Gutsbesitzern, sein Leben ist vagabundenhaft, inhaltlos, sein Weg kaum noch zu verfolgen. Und dazu starben seine besten Freunde, die Breßler und Mencke, hin, während andere wohl zu der Ansicht gelangt waren, daß ihm nicht mehr zu helfen sei. Als Bettler pocht er an unbekannte Thüren, ersingt sich ein schmales Wegegeld, und ist selbst denen zur Last, die es mit ihm gut meinen. Seine Gedichte, in welchen nur manchmal noch eine wilde Ausgelassenheit wie halbe Verzweiflung hervorblitzt, sind doch die jammer- und klagereichen Zeugen seiner inneren und äußeren Zerrüttung (Nachlese S. 54):

„So komm ich überall dem Elend eben recht!
Hier lieg ich nun gestreckt, die Kräfte sind geschwächt,
Den Schenkel will der Fluß, der Gram das Herze fressen,
Der Nordwind deckt mich oft mit Flocken durch das Dach,
Kein Freund, kein Mensch, kein Hund erfährt mein Ungemach!"

Im Sommer 1722 sah er noch einmal ein paar gute Tage. In Landshut nahm ihn sein Freund, Christoph von Beuchelt, der hier längst in Amt und Würde war, gastlich auf, und gewährte dem Heimathlosen ein Asyl. Auch Christophs Vater, Elias von Beuchelt, ein Freund der Kunst und Literatur, brachte ihm alles Wohlwollen entgegen. Sie behielten Günther einige Zeit bei sich. Und da sie sich

überzeugten, daß er nicht zur Rückkehr zu seiner begonnenen Thätigkeit in Kreuzburg zu bewegen sei, machten sie einen andern Plan für ihn. Im Guckucksbade, auf der schlesisch-böhmischen Grenze, hielt sich ein Graf Sporck auf, wahrscheinlich ein sehr reicher Mann, der vielleicht auch einiges Interesse für Poesie besaß. Ihn sollte Günther des Längeren besingen, um etwa ein Jahrgehalt von ihm zu erlangen. Also wieder eine Speculation auf einen großen Herrn, wie deren schon einige fehl geschlagen waren. Es existiren zwei ziemlich lange Gedichte von Günther auf den Grafen Sporck, beide ohne Bedeutung, das eine in Strophen, das andere in Alexandrinern. Wahrscheinlich war das erstere zur Ueberreichung bestimmt. Ein Herr Alde, Gymnasiast aus Breslau, schrieb es mit Fraktur aufs Prächtigste ab. Er brauchte vier Wochen dazu. Günther ging auf einige Zeit nach Hirschberg, im Guckucksbade wollten beide zusammentreffen. Alde war zur rechten Zeit da, Günther verspätete sich. Der erstere hatte nicht Zeit zu warten, und überreichte das Schriftstück dem Grafen allein. Dieser erkundigte sich nach dem Verfasser, und da man ihm sagte, es sei ein armer Student aus Breslau, der ein Viaticum nachsuche, ließ er Herrn Alde dreißig Gulden reichen, eine Summe, die nicht einmal für das Schreibe- und Reisegeld ausreichte. Alde verließ den Badeort. Günther begegnete ihm unterwegs, und erfuhr, daß Alles bereits geschehen und wieder mißglückt sei. Er ging nach Hirschberg zurück, und schrieb am 25. August an Beuchelt (S. 1094):

„Betrogne Poesie! komm, pack den Plunder ein,
Und laß in Schlesien die Stümper glücklich sein!

Er will Schlesien verlassen und zwar für immer. Der Plan, zur Vollendung seiner Studien nochmals eine Universität zu besuchen, und dort den Doktorgrad zu erwerben, taucht von Neuem auf. Wahrscheinlich schoß ihm Beuchelt eine Summe dazu bei. Er hatte Jena ausersehen. Aber da sein Abschied von der Heimath lebenslang sein sollte, so wurde der Wunsch nach Aussöhnung mit dem Vater noch einmal, und heftiger als jemals in ihm rege. Er konnte es sich nicht vorstellen, daß das Herz eines Vaters sich dem Sohne für ewig verschließen sollte. Und so beschloß er, Alles daran zu setzen, Verzeihung zu erlangen. Es ging schon etwas von Todesahnung durch seine Seele. Eine Reihe von Briefen an verschiedene Freunde enthalten die Bitte, seiner in Liebe zu denken, wenn sie seinen Tod erführen. Und in diesem Gefühl erschien ihm ein Wort der Verzeihung von seinem Vater wie ein Trost, ohne den er nicht scheiden dürfe.

Es war im Spätherbst, schon bei rauher Jahreszeit, als er nochmals nach Striegau reiste. Seine Ankunft flößte den Verwandten Schrecken ein, denn es waren inzwischen nur um so schlimmere Gerüchte über ihn zu ihnen gedrungen. Er solle nur um Alles keinen neuen Versuch machen, hieß es, zum Vater zu dringen, denn der Zorn gegen ihn habe sich zu einem förmlichen Haß gesteigert. Mit Mühe nur erlangte er von der Schwester, sich ein paar Tage bei ihr versteckt halten zu dürfen. In dieser Verborgenheit schrieb er jenes merkwürdige Gedicht an seinen Vater, worin er alle Quellen seiner Brust öffnet, um die ersehnte Vergebung zu erlangen. Das Gedicht ist eines seiner längsten, es umfaßt vierhundert und neunzehn trochäische Langverse. Und wenn es nicht

eins seiner besten ist, so gehört es doch unter die am meisten charakteristischen und individuell bedeutsamsten. Es beginnt (S. 855):

„Und wie lange soll ich noch, dich, mein Vater! selbst zu sprechen
Mit vergeblichem Bemühn, Hoffnung, Glück und Kräfte schwächen?
Macht mein Schmerz dein Blut nicht rege, o so rühre dich dies Blatt,
Das nunmehr die letzte Stärke kindlicher Empfindung hat!
Fünfmal hab ich schon versucht, nur dein Antlitz zu gewinnen,
Fünfmal hast du mich verschmäht!"

Er gesteht alle seine Sünden ein, aber er sucht dem Vater auch begreiflich zu machen, daß dieselben nicht so furchtbar wären, um eine ewige Kluft zwischen Vater und Sohn zu reißen. Und wenn sie es wären, so möge er bedenken, daß seine Unerbittlichkeit, seine langjährige Feindschaft beigetragen hätten, sie zu vergrößern. Ein gutes Wort von ihm solle ihn jetzt zu einem andern Menschen machen. Die natürliche Stütze, die der Sohn an seinem Vater habe, solle ihn aufrichten, er wolle sich der väterlichen Autorität ganz unterwerfen. Niemals habe er auch aufgehört, dies zu thun, nur daß der väterliche Wille ihm jede Gelegenheit dazu verschlossen hätte. Er mahnt an Gottes Liebe, die den verlornen Sohn, wenn er reuig heimkehre, nicht verstieße; er sucht aus seinem trost- und liebebedürftigen Herzen Alles hervor, was irgend nur an das eines Vaters dringen kann. Die Poesie, der Hauptgegenstand der Verfeindung, sagt er, könne er nicht aufgeben, sie sei die Seele seines Leibes, nur der Tod könne ihr ein irdisches Ziel setzen. Sie stamme von Gott, und ein göttliches Geschenk aufzugeben stünde nicht in der Macht der

Menschen. Das ganze Gedicht ist ein einziger Strom inständigen, heißen Flehens, es hat den vollen Klang der inneren Wahrheit. Wenn nicht immer poetisch im Ausdruck, ist es doch von einer Empfindung, die aus der tiefsten Tiefe eines leidenschaftlich bewegten Herzens stammt. Man fühlt heraus, wenn der Vater jetzt nicht versöhnlich gestimmt wird, so ist nur noch Verzweiflung das Loos des Bittenden. Aber war es auch wohl klug, gerade Verse, den eigentlichen Stein des Anstoßes, als Form für die Bitte zu wählen? Günther schickte das Gedicht in das Haus des Vaters. Der Alte, im heftigsten Zorn über die Anwesenheit des Sohnes, läßt ihm, bei seinem Fluche, das Haus verbieten. Günther sucht dessenungeachtet einzudringen. Eine furchtbare Scene spielt unter dem Dache des Bürgerhauses. Der eiserne Charakter des Vaters weiß nichts mehr von menschlicher Rührung. Die treue Mutter liegt krank und ringt die Hände, die Schwester wirft sich weinend zwischen Vater und Sohn. Wie ein Fluch dringt dem letzteren das unwiderrufliche Verbannungsurtheil in die Seele, und schaudernd und verzweifelnd stürzt er aus dem Hause. Es ist Nacht, Wind und Regen, gemischt mit den ersten Schneeflocken, sausen durch die Luft. Er achtet es nicht und wandert, wie von Furien gejagt, auf der Landstraße fort, die ihn für ewig aus der Heimath führen sollte. Elend, krank, den Keim des Todes in der Brust, kommt er in Hirschberg wieder an. Aber es leidet ihn nicht mehr auf heimischem Boden. Noch einige Briefe an seine Freunde, und jenes Abschiedsgedicht „an sein Vaterland" (siehe den Anhang), dann eilt er fort über die Grenze Schlesiens. Mitten im December 1722 kam er in Jena an.

Neuntes Kapitel.

Jena. Letzte Gedanken und Tod.

(Winter 1722 bis 15. März 1723.)

Er betrat die Stadt im traurigsten Zustande. Wildes Losstürmen auf seine Gesundheit, gepaart mit den härtesten Entbehrungen, hatten ihn erschöpft. Die Reise im strengen Winter kam dazu, um seine letzten Kräfte aufzureiben. Die Geldmittel gingen auf die Neige, seine Seele war hoffnungslos, sein Gemüth zerrüttet. Glücklicherweise befand sich ein Landsmann unter den Studierenden in Jena, ein Herr von Eben und Brunnen, der ihn als Dichter hochschätzte. Kaum hatte derselbe von seiner Ankunft erfahren, als er sich auf das Bereitwilligste seiner annahm. Er gab ihm freie Wohnung und Kost, und sorgte auch sonst für ihn. Günther wußte, daß er in kurzem sterben würde. Noch zwar brach die Krankheit nicht aus, aber er fühlte die Vorboten des Todes, und bereitete sich zum Scheiden vor.

Haben wir uns nun bei der Betrachtung seines kurzen Lebens durch seine moralische Schwäche, den Mangel an festem Charakter, vielfach von ihm abgestoßen gefühlt, so sind die letzten Monate, die ihm noch beschieden waren, geeignet, uns mit ihm wieder auszusöhnen. Denn in dieser Zeit sammelt sich noch einmal alles Edle und Gute, was in seiner Natur lag, und der Dichter, mehr aber noch der Mensch, treten uns in ungetrübter Gestalt entgegen. Zwar sagt er selbst von sich (S. 793):

„Ein schwach und müder Schwan verliert die Kraft der Schwingen,"

allein sie heben ihn zuweilen noch zu derselben Höhe, zu der er in seinen besten Tagen zu steigen vermochte. Die Anzahl seiner Gedichte in diesen drei Monaten ist überraschend. Dabei findet sich nur wenig Gelegentliches im Sinne der Zweckreimerei, andrerseits aber würde man kein einziges Gedicht finden, das nicht gelegentlich, d. h. unmittelbar von der inneren Situation eingegeben wäre. Briefe in Versen, mit Abschiedsgrüßen an seine Freunde, Dankesworten und Bitten um ein liebevolles Andenken. Sie enthalten gleichsam sein Testament. So schreibt er seinem Freunde Brandenburg, er möge nach seinem Tode die zerstreuten Blätter mit seinen Gedichten sammeln und herausgeben. Andere bittet er, wenn seine Lieder vereinzelt und verloren bleiben sollten (S. 580),

„— würdigt mich der Ehre
Und führt mich hin und her in euren Liedern an,
Damit nur noch ein Ohr der späten Nachwelt höre,
Wie unrecht Glück und Neid an meiner Kunst gethan."

Eine schwermüthige Resignation erfüllt ihn. All die hochfliegenden Hoffnungen jener Tage, da er „ein großes Thier" zu werden wünschte und nach Ansehen und Ruhm dürstete, sollen vorüber sein. Auch die Freuden der Jugend, die Genüsse des Lebens, und all der glänzende Tand der Welt reizt ihn nicht mehr (S. 237).

„Ich habe zeitig ausgedient,
Mein Frühling ist in Angst vergrünt,
Und als ein Strom dahin gefahren.
Mein Auge, dessen feurig Spiel
Den Schönen in das Auge fiel,

Hat manchen Siegeskranz gefangen.
Dies Auge sieht jetzt lässig zu,
Und winkt mit thränendem Verlangen
Der in der Welt versagten Ruh."

Nur die Liebe ist nicht aus seinem Herzen entschwunden. In ganzer Schönheit taucht Leonorens Bild wieder vor ihm auf. Jetzt, im Gefühl der Todesnähe, bringt die Erinnerung alles Süße und Traurige, was sie gemeinsam durchlebt, noch einmal wieder. Allen Umgebungen der Heimath, allen Herzen, die er liebte, entrückt, nimmt seine Sehnsucht nach Leonoren ganz den leidenschaftlichen Charakter früherer Zeiten an.

„Von den Spitzen derer Hügel
Seh ich oft ins Vaterland,
Hätt' ich doch nur Taubenflügel
Oder Dädals Zauberhand!
Um nur, wie zuvor geschehn,
Dich, mein Engel, noch zu sehn!

Dich, o Sonne meines Lebens!
Dich, o Ursprung meiner Gluth!
Ist's denn, leider! ganz vergebens
Daß mein Geist so kläglich thut?
Nein! ich weiß, dein klingend Ohr
Stellt dir oft mein Leiden vor.

Ist der Tag der Erd' entwichen,
So verwehrt dein Bild die Ruh!
Kommt ein Ostwind hergestrichen,
Kehr' ich ihm das Antlitz zu,

Denn mich deucht, er bringe mir
Einen sanften Kuß von dir!

Leonore! laß dich finden!
Irr ich, oder rufst du nach?" (S. 303.)

Doch auch ihr sagt er Lebewohl, wie Allem, was ihm im Leben theuer gewesen. Das Gedicht „Letzte Gedanken" ist sein Abschiedsruf von der Welt. „Könnt' ich leben — sagt er, — nähm ich's mit! Muß ich fort — ich bin's zufrieden." (S. 837.)

„Freilich ist's ein harter Stoß, und ein Kelch voll Myrrh' und Gallen,
Wenn ein junger Baum verdorrt, und die ersten Blüthen fallen!
Freilich braucht es tapfre Füße, sonder Gram dahin zu gehn,
Wo die Träger unser warten, und die Bahren fertig stehn."

An seinen Vater wendet er sich mit aller Liebe, und dankt ihm für das Glück der Kindheit. Jetzt, sagt er, wo seine Lieder verklingen werden, da werde auch der Groll des Vaters aufhören. Dann fährt er fort:

„Arme Mutter! die du jetzt mein entferntes Grab bethränest,
Und vielleicht den kranken Leib auch schon auf die Bahre lehnest,
Nimm sammt meiner lieben Schwester eine kurze gute Nacht,
Weil die Wehmuth des Gemüthes Reim und Kiel zu Schanden macht!
Euch, ihr Lehrer, gilt es auch, so wie allen Mäcenaten,
Die mir jemals wohl gethan, die mir etwas guts gerathen. —
Alles, was mich je geliebt, unterrichtet und gepriesen,
Was mir Trost und Rath ertheilt, was mir Höflichkeit erwiesen,
Was mir eine Hand voll Wasser und ein Stücke Brod verliehn,
Dessen rühmliches Geschlechte müß' in tausend Gliedern blühn.

Wem ich etwan aus Versehn bis daher zu nah getreten,
Dieser glaube, durch dies Blatt sei ihm alles abgebeten. —
Komm, du Liebste meines Herzens, schau, es geht zur letzten Ruh,
Komm, und drücke, schönste Seele! mir nur noch die Augen zu.
— Halt den zugesagten Ring, und beweine das Geschicke,
Und gedenk an deinen Dichter, der dich mit Gefahr geliebt.
Gute Nacht vor diesesmal! —
Seele! fort, du hast nun Zeit, deinen Frieden zu bedenken.
Aber welch ein Zweifelmuth mehrt dein innerliches Kränken?
Wirst du durch dies Ganze wandern? bist du etwas, oder nichts?
Oder ein getrennter Funke von dem Wesen jenes Lichts?
Laß den Jammer! er bethört: Geh am sichersten und glaube
Deines Wesens Ewigkeit."

Die Mehrzahl seiner Gedichte aus dieser letzten Zeit sind religiöser Art, ja der geistliche Ton dringt meist auch in Lieder, die ursprünglich einer andern Stimmung entstammten. Oft blickt noch ein individueller, rein menschlicher Zug hindurch, im Allgemeinen aber scheint es seine Absicht zu sein, sich mit seinem Denken und Glauben, ganz an die dermalige Richtung der Kirche aufzugeben. Er hatte mit seiner Satire einst — zwar nicht die Religion — aber doch die Kirche in ihren Vertretern vielfach angegriffen, und wollte jetzt Versöhnung, Versöhnung nach allen Seiten hin. So ergehen sich denn seine Gedichte ganz in dem starren, unerquicklichen und beschränkten Ideenkreise des damaligen Protestantismus, der bei ihm jetzt noch krankhaft verdüstert ist. Die Erde ist ein Jammerthal, das Leben ein sich Wälzen im Pfuhl der Sünden, der Tod das einzige Glück des verabscheuungswürdigen Menschengeschlechts. Er hat nicht unrecht, wenn er ein

Verdammungsurtheil über seine Zeit ausspricht, aber er hatte in früheren Tagen, da sein Auge noch klarer war, selbst in ihr die Keime des ewigen Wachsens, und so des neuen Werdens erblickt. Jetzt hat er nur noch Klagen, wie die folgende (Nachlese S. 7):

„Gerechter Gott, in was vor Zeiten
Geräth nicht unser Lebenslauf?
Der Jammer wacht auf allen Seiten,
Ach! Deutschland, thu die Augen auf.
Die Laster werden Ruhm und Mode,
Die Jugend wächst im eignen Sode,
Die Greise treiben Büberei;
Man hält die Frömmigkeit vor Schande,
Jagt Lieb und Wahrheit aus dem Lande,
Und macht die Unschuld vogelfrei.

Viel Fürsten saufen Blut und Zähren,
Der Unterthan vergißt der Pflicht,
Der Große scharrt, den Bauch zu nähren,
Die arme Noth bekehrt sich nicht.
Ein Nachbar ist des andern Teufel,
Die Lehrer zeugen Zank und Zweifel,
Es wuchern Kirche, Recht und Amt,
Die Thoren suchen hoch zu rennen,
Und daß sie sicher schwelgen können,
Wird Gott, o Gott! vorher verdammt!

Daß er jedoch nicht blind war für die Diener der Kirche, erhellt aus den angeführten Versen. Er ist stets aufrichtig, und so auch in seiner Reue, in seinen Bußgedanken, Bußliedern, Gebeten und religiösen Ergießungen — aufrichtig,

aber hier hört der Dichter auf. Alles dies ist gereimte Prosa der nüchternsten Art. — Nachdem er sich nun die Zuversicht errungen, daß sein himmlischer Vater ihm vergeben habe, kann er doch nicht über den Zwiespalt mit seinem leiblichen Vater hinauskommen. Und so sagt er in dem Gedichte „Nach der Beichte an seinen Vater“ (Nachlese S. 23):

„Mit dem im Himmel wär' es gut;
Doch wer versöhnt mir den auf Erden?
Wofern es nicht die Liebe thut,
Wird alles blind und fruchtlos werden.
Wer glaubt wohl, hartes Vaterherz,
Daß so viel Unglück, Flehn und Schmerz
Der Eltern Blut nicht rühren sollen?
Ich dächt' ich hätt' in kurzer Zeit
Die allerhärtste Grausamkeit
Blos durch mein Elend beugen wollen!“

Er sollte diesen Trost nicht mit ins Grab nehmen. Im Februar warf ihn das schleichende Fieber, das schon seit Monaten sich verkündet hatte, auf das Krankenlager. Nach einigen Wochen fühlte er, daß es zu Ende gehe, und verlangte nach dem Abendmahl. Der Prediger, der den Fall nicht gar so dringend vermuthete, ging erst noch einer andern Amtsverrichtung nach. Inzwischen aber sank Günther ganz sanft in den Todesschlaf. Er starb am 15. März 1723 in seinem noch nicht vollendeten achtundzwanzigsten Lebensjahre. Seine Freunde schossen zusammen, und begruben ihn auf dem Kirchhof vor dem Johannisthore. —

Er hat sich selbst eine Grabschrift verfaßt, die aber nicht zur Ausführung kam. Sie lautet (S. 771):

„Hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte.
Mein Pilger, lies geschwind, und wandre deine Bahn,
Sonst steckt dich auch sein Staub mit Lieb und Unglück an.“

So endete Günther. Sein Leben fiel in eine elende, poesielose Zeit, die sich, wie eine lange Nacht des Uebergangs zu um so hellerem Tage, noch über Deutschland hin breitete. Er tauchte auf, ein überraschendes, prächtiges Gestirn, das all sein Feuer in eine kurze Stunde sammelte, und sich so in der eigenen Gluth verzehrte. Wir können ihn um seiner Fehler willen beklagen und bemitleiden, aber ihn, wie es häufig geschieht, verdammen, wäre ungerecht. Zeitumstände und fremde Schuld haben mitgewirkt, ihn zu verderben. Aber ein warnender Mahner steht er für Alle da, die sich vermöge ihrer dichterischen Individualität über einem sittlichen Gesetz, über einem ernsten Lebensplane wähnen. Sei die Zeit dem Dichter ungünstig oder günstig, er soll nicht nur empfinden und singen, er soll wirken und schaffen, denn nicht durch innere Erfahrung bloß, erst durch Plan und Arbeit kommt der Mensch zur Reife.

Zehntes Kapitel.

1. Ausgaben.

Günther hat keine Sammlung seiner Gedichte erlebt. Auf Flugblätter gedruckt, zum größeren Theil nur als Manuscripte, waren sie überall hin zerstreut. Kaum war er

gestorben, als, wie er richtig vorhergesagt, die Theilnahme für ihn allgemeiner wurde, und man Anstalt machte, die Blätter zu sammeln. Schon in seinem Todesjahre 1723 kam in Breslau ein Band heraus. Ob sein Freund Brandenburg, wie Günther es einst gewünscht, sich daran betheiligt, weiß ich nicht. Im Jahre darauf erschien der erste Band neu aufgelegt nebst einem zweiten Theile. Dann beide nochmals, bis 1730 der erste Band zum viertenmal, der zweite zum drittenmale gedruckt ward. Im Jahre 1731 veranstaltete Christoph von Beuchelt einen dritten Band. Endlich erschien 1735 der vierte, nebst den drei früheren. Diese Ausgabe gilt als erste der von nun an in Einem Bande folgenden Auflagen. Sie umfaßt 1102 Seiten, nebst einer Vorrede und dem Porträt Joh. Friedr. Burgs, Pastors zu St. Magdalenen. Vielleicht ist dieser der Verfasser der Vorrede, ich wüßte sein Porträt vor Günthers Gedichten sonst nicht zu erklären. Außerdem bringt die Ausgabe ein Titelbild, entsprechend den darunter gesetzten Versen:

Zwei Satyrn bringen hier auf einer Schaale Früchte
Von gleicher Gattung sind auch folgende Gedichte.

Inzwischen erschien Steinbachs Leben Günthers im Jahre 1738. Und so wurde die dritte Auflage der Gedichte (1742) auch mit einem „Leben des Autoris“ versehen. Diese kurze Biographie ist durchaus ein Auszug aus Steinbach, dessen Worte es zum Theil wieder giebt.

Die fünfte Auflage (1751) ist reich vermehrt. Sie zählt 1176 Seiten, also 74 Seiten mehr als die vorige, und bringt in diesem Anhang eine Reihe der schönsten Gedichte

aus verschiedenen Zeiten. Burgs Porträt fehlt, die Satyrn sind einer andern Allegorie gewichen. Die sechste und letzte Auflage ist von 1764.

In demselben Jahre, in welchem die dritte Auflage herauskam, wurde eine „Nachlese zu Günthers Gedichten" (1742) gedruckt. Sie ist niemals in die Gesammtausgabe einverleibt worden. Die zweite Auflage der Nachlese erschien 1751.[1] ? 1760

2. Urtheile der Zeitgenossen.

Bald nach Günthers Tode kamen mancherlei Dichtungen und Schriften zu Tage, welche sich rühmend über ihn verbreiteten. (Eingehenderes darüber bei Steinbach.) Das Wichtigste dieser Art ist aber, was Mencke über ihn sagt.

Dieser urtheilt im 101. Theile der Acta eruditorum S. 344 folgendermaßen: „Günthers Gedichte fließen unvergleichlich, sind voll Feuer, und führen etwas ungemein Reizendes bei sich. Ich habe den Verfasser derselben sehr wohl gekannt. Er war ein Studiosus Medicinae, ein geborener Schlesier, und von derjenigen Art von Poeten, welche ein aufgewecktes, sorgenfreies, und so viel es möglich, alle Tage lustiges Leben lieben. Seine Fähigkeit war ausnehmend: aber seine Art zu leben etwas frei, und so beschaffen, daß

[1] Laut Koberstein I. 667; Gödeke führt sie nicht auf, aber eine von 1745, ich selbst habe die zweite Auflage nicht gesehn. Auch von den späteren und den Nachdrucken habe ich nichts erlangen können. S. Gödeke Grundr. II. 538.

er zu dem Valeriano de Infelicitate literatorum ein schönes Supplement geben kann. Er brachte den letzten Theil seiner Jahre in ziemlicher Dürftigkeit zu, fand aber überall Freunde, weil ihn sein angenehmer Umgang und munteres Wesen bei Jedermann beliebt machte. Die gegenwärtigen Gedichte hat er keineswegs mit zerfressenen Federn und vieler Vorbereitung, sondern größtentheils aus dem Stegreife geschrieben: Wie ich denn viele Carmina in dieser Sammlung finde, welche er in Gesellschaft guter Freunde, ohne vorher daran viel zu gedenken, allhier in Leipzig gemacht. Er mußte die Schuld der Natur bei sehr jungen Jahren bezahlen. Und da diesem ungeachtet die Verse, von welchen ich schreibe, so wohl gerathen, so würde Herr Günther unfehlbar einer der größten Poeten worden sein, welche Deutschland erzeuget, wenn er zu gehöriger Reife gekommen, etwas gesetzter worden, und in nützlichen Wissenschaften weiter gegangen wäre." — S. 349: „Endlich könnte wohl ein und das andere von diesen Carminibus fleißiger ausgearbeitet sein; aber wenn man bedenkt, daß Herr Günther viele unter fremdem Namen, die meisten aber ex tempore gemacht hat, so wird man ihm etwas zu Gute halten. Wenn ein Brockes,[1] den das Glück in einen so vortheilhaften Zustand gesetzt, daß er nur zum Vergnügen arbeiten darf, etwas schreibt, so hat er Muße und Gelegenheit etwas schönes zur Welt zu bringen. Aber wenn ein armer Günther singt, sich etwas zu seinem Unterhalte zu

[1] In demselben Theile der Acta eruditorum, und zwar dieser Würdigung Günthers unmittelbar vorauf gehend', steht, ebenfalls aus Menckes Feder herrührend, eine Besprechung des Brockes'schen Werkes „Irdisches Vergnügen in Gott," daher die Beziehung auf den letzteren.

verdienen, so kann es nicht fehlen; es muß manchmal ein heischerer Ton mit unterkommen. Unterdessen, da er aus dem Stegreif so wohl geschrieben, so kann man leicht erachten, was vortreffliche Gedichte er würde gemacht haben, wenn er mehr Zeit und weniger Nahrungssorgen gehabt; wie denn einige in dieser Sammlung stehen, so er in den letzteren Umständen geschrieben, welche fast unverbesserlich sind." — So urtheilte Mencke, gerecht und einsichtsvoll, und trug dadurch nicht wenig bei, Günther nach seinem Tode in Aufnahme zu bringen.

Um so merkwürdiger und rauher in seinem Urtheil ist ein Brief des alten Günther an Steinbach. Der harte Mann ist selbst nach dem Tode des Sohnes noch nicht geneigt, milder über denselben zu richten, ja er hat gar keine Ahnung, wie viel er als Vater selbst an seinem Unglück verschuldet. Was er über ihn sagt, ist zum Theil richtig, aber er bringt weder den Poeten, noch sein Mißgeschick, noch die Mißgriffe seiner Gönner, noch auch die Ungunst der Zeitumstände und persönlichen Verhältnisse in Rechnung. Spräche er über einen Lebenden, so möchte es hingehen, daß er aber über den Verstorbenen so trocken aburtheilen kann, muß ihn als durchaus herzlos erscheinen lassen. Er sagt: „Was seine Lamentationes in vielen Gedichten anlangt, da er über viele Feinde und Neider klaget, die ihm an seinem Glücke hinderlich wären, solches sind mehrentheils melancholische Grillen. Denn wenn er durch liederliche Verschwendung dasjenige, wovon er lange Zeit hätte leben sollen, und Haus halten können, in kurzen, ja in einem Abende durchgebracht, oder durch liederliche Bursche sich darum bringen lassen, und

sodann manchmal darben müssen, ist er in solche melancholische Gedanken gerathen, daß er nicht gewußt, wem er seinen Mangel zuschreiben sollen, da er denn auch seine Eltern tacite beschuldigen wollen, daß sie ihm an seinem Glücke hinderlich wären, so er aber ohne empietät nicht thun können, als welche mehr an ihm gethan, als sie schuldig gewesen, und thun können. So hat er auch sonst nicht viel Feinde gehabt, als die er vielleicht mit seiner satyrischen Feder ihm selbst gemacht. Ist also einzig und allein fortunae suae sinistrae faber gewesen, dann er das Glück, so ihm überall nachgelaufen und die Hand geboten, von sich gejaget. Es hat ihm an hohen Gönnern, Patronen und Wohlthätern nicht gemangelt, wenn er sich derselben Gelegenheit hätte accommodiren und dieselbe annehmen wollen, und sich nicht so wankelmüthig und groß aufgeführt hätte, als wenn er keiner Hülfe bedürfte. Es sind ihm wohl hundert gute Gelegenheiten, glücklich fortzukommen, vorgefallen, die er aber zu seinem Schaden ausgeschlagen."

3. Steinbach, Günthers erster Biograph.

Im Jahr 1738 erschien eine Biographie Günthers unter dem Titel:

„Johann Christian Günthers, des berühmten Schlesischen Dichters, Leben und Schriften. Gedruckt in Schlesien 1738. Auf des Verfassers eigne Unkosten." Unter der Vorrede nennt sich der Verfasser Carl Ehrenfried Siebrand.

Hinter diesem Pseudonym war jedoch der Dr. Christoph E. Steinbach in Breslau versteckt, der gelehrte Heraus-

geber eines „Vollständigen deutschen Wörterbuches,“ und anderer sprachlicher Werke. Diese Steinbachsche Lebensbeschreibung ist ein Jahrhundert lang die einzige Quelle der Nachrichten über Günther geblieben. Aber obgleich der Verfasser sich sehr eingenommen für ihn giebt, fehlt diesem Werke doch viel zu einer richtigen Würdigung des Dichters. Steinbach liegt noch ganz in den Banden jener pedantischen Auffassung, nach welcher das Gelegenheitsgedicht, die eigentliche Festreimerei, der Gipfel der Poesie ist. Und wiederum, je vornehmer die Person, an die das Gedicht gerichtet ist, desto wichtiger ist ihm die Arbeit, und desto eingehender betrachtet er dieselbe. So gibt er denn über die derartigen Dichtungen Günthers, über die besungenen Persönlichkeiten: Generäle, Grafen, Professoren, Rathsherren, über alle Gönner und deren Verhältnisse, die umfassendsten Aufschlüsse, aber das innere Wesen der Güntherschen Poesie ist ihm völlig verschlossen. Seiner eigentlichen Lyrik erwähnt er nur beiläufig, Leonorens gedenkt er ganz kurz und in fast roher Weise. Seine Combinationen und Schlüsse sind vollkommen albern. So z. B. schließt er aus den Versen:

„Sei arm, verlassen und veracht',
Verliere, was gefällig macht,
Laß Zahn und Farb und Jugend schwinden,
Du bleibst in meinen Augen schön,“

Leonore „müsse nicht mehr die jüngste gewesen sein.“ Gegen Günthers Vater, der dazumal noch lebte, und mit dem er bekannt war, benimmt er sich mehr als diplomatisch, und wird dadurch gegen den Sohn oft ungerecht. Er beweist in

seiner Darstellung weder Geist noch auch Verständniß der Poesie, es scheint sogar, als habe er nicht einmal eigentliches Interesse dafür. Ja, es ist sogar evident, daß die Biographie Günthers ihm nur ein secundärer Zweck des Buches sei, denn ein polemischer, ganz von Günther unabhängiger Zweck zieht sich hindurch, und gewinnt gegen den Schluß fast die Oberhand. Es ist eine Streitschrift gegen Gottsched, der sich um diese Zeit in Leipzig mit seiner Schule bereits die Dictatur über die deutsche Literatur angemaßt hatte. — Aber es war auch keine principielle Polemik, sondern Steinbach dachte nur ein kleinliches Rachegelüst zu befriedigen.

Steinbach gab Gottscheden schuld, ohne sein, des Verfassers, Wissen, beim Verleger den Titel seines deutschen Wörterbuches eigenmächtig verändert zu haben. Als unmöglich erscheint dies, bei der Anmaßung Gottscheds, keineswegs. Steinbach brütete Rache, und bald sah er eine Gelegenheit, sie scheinbar mit mehr Grund auszuüben.

In den „Beiträgen zur kritischen Historie" (14. Stück §. 1), die unter Gottscheds Protectorate herauskamen, erschien eine Beurtheilung Günthers, die nicht eben günstig war. Es wird von ihm gesprochen als von einem „Helden, damit sich sein Vaterland so viel weiß," das Drama Theodosius erfährt eine sehr verachtungsvolle Verurtheilung, Günther wird ein „unfläthiger, wollüstiger und niederträchtiger" Poet genannt u. s. w. In der That war Gottscheden jeder fremde Ruhm, und besonders der der Schlesier, sehr unbequem, die Besprechung Günthers jedoch stammte nicht von ihm selbst, sondern von seinem Schildknappen Schwabe her.

Steinbach nahm dieses harte Urtheil für einen Angriff auf die Schlesier überhaupt, und ließ seinem Aerger nun in der unbesonnensten Weise freien Lauf. In der Voraussetzung, daß Gottsched den Aufsatz selbst geschrieben, nimmt er die Werke desselben vor, und weist ihm darin Ungereimtheiten und Unsinn die Fülle nach. Er spricht von dem verwirrten Gehirne des Censoris, nennt ihn einen Narren, einen kritischen Wurm, ein pecus campi. „Wer darf es wagen (sagt er im Hinweis auf Gottscheds „deutsche Gesellschaft") diesen deutschen Helden, die nur allein vor Meister in der Sprache wollen angesehen werden, was zu tadeln? Was ist so unleidlich, als einige der Glieder, und besonders der Aelteste von der Gesellschaft, wenn man an ihnen als Poeten, Rednern oder Sprach-kundigen was aussetzet?" — Ferner: „Man rechnet es sonst unter die Betrügereien der Herrn Buchführer, wenn man einem Andern in öffentlichen Schriften seine Bücher auf das allerabgeschmackteste (wie es hier geschehen) herunter machen läßt, damit nur nicht eines andern, sondern seine Waaren von gleichem Inhalte abgehen sollen. Wir sind aber von iemanden ganz gewiß versichert worden, daß es der censor nur vor sich gethan, um nur beym Verleger seines poetischen Werkes sich gefällig zu erweisen, weil er sonst nicht große Lust dazu gehabt, wie er denn auch jetzo nicht so großen Abgang davon siehet, als er es sich wohl wegen des großen Geschreyes in allen Büchern davon versprochen." — Diese Proben der Steinbachschen Polemik mögen genügen. Er hatte in ein literarisches Wespennest getreten, und durfte nicht glauben, bei der Gegenwehr gelinde weg zu kommen.

4. Die Gottschedianer contra Steinbach.

Gottsched war klug genug, sich persönlich nicht in die Sache einzulassen, er schickte seine Jünger in den Kampf. Die erste Schrift, welche Steinbachs Angriff erwiederte, war ein:

„Schreiben an Herrn Doktor Steinbach in Breslau bei Gelegenheit seiner wider den Herrn Professor Gottsched in der Lebensbeschreibung von Günthern angeführten Beschuldigungen." (23 Seiten ohne Jahreszahl und Verlagsangabe, nur Anonymus unterzeichnet.) Dieser Gottschedianer ist außer sich vor Erstaunen, daß ein Mensch es gewagt habe, den Meister anzugreifen. Er bringt hinter der Maske des Ehrenfried Siebrand den wahren Verfasser heraus, und gibt den Schlüssel zu dessen feindlicher Gesinnung, bestreitet jedoch die eigenmächtige Handlungsweise Gottscheds. In durchaus gehaltener Sprache führt er Steinbach sowohl den ungerechtfertigten Angriff, als auch die unanständige Form desselben zu Gewissen, und läßt sich mit viel Ausführlichkeit auf eine Vertheidigung Gottscheds ein. Wiewohl etwas pedantisch und geschwätzig, ist das Schreiben doch ernst und anständig im Ton.

Dagegen erschien fast gleichzeitig eine Schrift, die sich mit dem ausgelassensten Humor über Steinbach ausließ. Nämlich die:

„Gespräche zwischen Joh. Christ. Günthern aus Schlesien im Reiche der Todten und einem Ungenannten im Reiche der Lebendigen, in welchen beide des Ersteren 1738 in Breslau gedruckten Lebenslauf beurtheilen, und bei dieser Gelegenheit ihre Gedanken über einige itztlebende deutsche

Dichter und Dichterinnen eröfnen, nebst einer Zueignungsschrift an seine Hochedlen des Herrn D. Steinbach in Breslau 1739." (Zwei Theile, ohne Angabe des Druckorts und Verlegers.)

Diese Arbeit, viel umfassender als die vorhergehende, ist das Werk eines durchaus geistig überlegenen Mannes. Der Dialog ist knapp und gedankenreich, er hat etwas Lessingsches in seinen Wendungen, witzig, voll humoristischen Behagens und dramatisch lebendig. Gleich in der Vorrede wird nachgewiesen, daß der gelehrte Steinbach und der verrückte Siebrand unmöglich Eine Person sein können. Der Verfasser erzählt, wie er sich durch eine wunderbare Kräftigung seiner Sinne die Fähigkeit verschafft hat, in das Todtenreich zu gelangen. Schon bei dieser Darstellung theilt er satirische Seitenhiebe gegen mitlebende Persönlichkeiten und gleichzeitige literarische Erscheinungen in Menge aus. Auf der elyseischen Poetenwiese trifft er Günther an, mit dem er sogleich das Gespräch eröffnet. Günther ist trefflich gezeichnet und charakterisirt. Der Dichter beschwert sich, wie häßlich Siebrand ihn Leonoren gegenüber dargestellt, wie niedrig prosaisch er überhaupt das Verhältniß gefaßt habe. Steinbach wird, immer unter der Firma Siebrand, furchtbar mitgenommen. Nach seinem Muster stellt Günther die köstlichsten Trugschlüsse, und über die Person seines Biographen die lächerlich-komischsten Behauptungen auf. Steinbach wird in der That, und zwar immer in witziger Form, in einer Weise verarbeitet, die alle Lacher auf die Seite seiner Gegner bringen mußte. Mittlerweile kommt das Gespräch auch auf Gottsched. Der Ungenannte will keineswegs alle Thaten desselben loben, sucht ihm aber gerecht zu werden, und seine

Verdienste in das rechte Licht zu stellen. Dagegen spricht er mit vollster Verehrung von Gottscheds Frau. Aber das Todtengespräch geht, wie schon der Titel sagt, weit über die Gottsched-Steinbachsche Streitsache hinaus, indem es sich rechts und links über allerlei literarische Erscheinungen satirisch verbreitet. Und zwar so, daß der Weg zum Hauptfaden immer leicht wieder anzuknüpfen ist. So wird der unfläthige Dichter Stoppe, den Steinbach für einen glücklichen Nachfolger Günthers erklärt, stark mitgenommen, ohne Scheu vor dem noch Lebenden, wie der Ungenannte denn überhaupt nicht ansteht, dem Häßlichen und Unsittlichen in der Mitwelt den Spiegel vorzuhalten. Dabei laufen allerdings mancherlei kleinliche Häkeleien und Klatschereien mit unter, die zu entwirren nicht von Interesse sein kann.

Eine wahrhaft vernichtende Charakteristik aber erfährt der „lächerliche Ceremonienrath" König in Dresden, der einstige Nebenbuhler Günthers. Es wird erzählt, wie er als weggelaufener Secundaner aus Schwaben, in Braunschweig die Sängerin Jungfer Schwarzin kennen gelernt und mit ihr nach Hamburg und Dresden gezogen sei. Ich theile das Folgende wörtlich mit, da es für Günther von Wichtigkeit ist:

Der Ungenannte.

„Hier fand die Jungfer Schwarzin vielen Beifall. Man bat sie in Gesellschaft, und wenn dieses dann und wann nur blos des Singens wegen geschah, so nahm sie ihren Herrn König mit sich, und verschaffte ihm auch hier bei vielen Personen einen freien Zutritt. Um selbige Zeit entschloß sich der König August der Andere einen Hofpoeten an seinen Hof zu nehmen.

Günther.

O dieses sind Zeiten, welche meinem Glücke den letzten Stoß gaben! Ich unterbreche hier mit Erlaubniß Ihre Erzählung. Diese Stelle war mir zugedacht. Herr König war mein Mitbuhler; für diesen aber war mir, ohne mich zu rühmen, gar nicht leid. Indessen erfuhr ich doch bei dieser Gelegenheit, daß der schwächste Feind oftmals der gefährlichste ist. Wissen Sie wohl, auf welche Art er an meiner Stelle glücklich wurde? Dieser Herr König hatte mit seiner Geliebten unter den Hofleuten mehr Bekanntschaft als ich. Es kostete ihnen also wenig Mühe, einen Kellerbedienten dahin zu bereden, mir ein Glas Wein mit Brechtropfen gemischt, zuzubringen, welche denn auch so glücklich anschlugen, daß ich in der Gegenwart dieses so gütigen Augusts durch eine ungebührliche Aufführung Ehre und Glück zugleich verschüttete. Dieses war ein Streich eines ehrlichen Mannes!"

Es folgt darauf eine Schilderung, wie König durch die hundert Gönnerschaften der Jungfer Schwarzin, die als seine Frau gilt, Pritschmeister, Hofrath und Ceremonienrath, und endlich in den Adelstand erhoben wird. Dann von dem lüderlichen Leben der Dame bis zu einer Skandalgeschichte, wo er von den „Herren Kreuzschülern und Capellisten" verhöhnt wird, und wo es dann herauskommt, daß er nicht mit ihr getraut ist. Er sieht sich genöthigt sie wegzujagen. Noch im besten Erzählen wird der Ungenannte wieder in das Reich der Lebendigen versetzt. In einem Nachworte wendet er sich nochmals an Steinbach. „Ich ersuche denselben, sagt er, ganz gehorsamst, dem ersten seiner Patienten, welchen er in das Reich der Todten senden wird, meinen Gruß an den

ehrlichen Günther anzubefehlen. Sollten einige in diesem Gespräche erwähnte Herren meine und Günthers Urtheile für unwahr halten, so dürfen sie nur ihren Zweifel an Hr. D. Steinbachen überschicken. Dieser wird in seinen Urtheilen über meinen Zufall denselben eine Seite einräumen. Ich aber versichere dieselben gewiß durch angeführte Stellen aus eines jeden Gedichten so deutlich zu widerlegen, daß kein Zweifel übrig bleiben wird."

5. Die untergeschobene Selbstbiographie Günthers.

Neun Jahre nach Günthers Tod erschien ein Buch, betitelt:

„Joh. Christian Günthers aus Schlesien curieuse und merkwürdige Lebens- und Reisebeschreibung, welche er selbst mit poetischer Feder entworffen und an einen guten Freund überschicket, nebst einem Anhang einiger von ihm verfertigten noch ungedruckter Briefe. Schweidnitz und Leipzig, George Böhm 1732." (8. 128 Seiten.)

Diese Arbeit hat von jeher als untergeschoben gegolten. Gleichwohl wird Jeder, der Günthers Schreibart kennt, bei Durchlesung derselben sich oft genug versucht fühlen, sie für ächt zu erklären. Es ist ein immerhin bemerkenswerthes Buch, trotzdem, daß am Schlusse kein Zweifel an seiner Unächtheit übrig bleibt.

Auf 107 Seiten wird das Leben Günthers in gereimten Alexandrinern erzählt, von seiner Geburt bis zu der Zeit, da er, nach dem letzten Versöhnungsversuche mit

dem Vater, auf dem Punkte steht, Schlesien für immer zu verlassen. Gleich der Eingang, die Schilderung der Wochenstube, voll von Gevatterinnen, ist eine Satire, vollkommen im Güntherischen Styl. Dagegen folgt bald darauf eine Klage um den frühen Tod der Mutter, während diese den Sohn um mehrere Jahre überlebt hat. Der eigentliche Culminationspunkt des Ganzen, seine Werbung, sein Verhältniß zu Phillis ist mit ganzem Feuer und viel Talent geschildert, die Briefe und Lieder an sie tragen jedoch den Beweis ihrer Unächtheit an der Stirne. In der Sammlung seiner Gedichte sind die hieher gehörigen ächten abgedruckt, und lassen die in der Biographie vorhandenen an Werth hinter sich zurück.

Die Darstellung ist verworren und unklar. Früheres und Späteres wird unchronologisch durch einander gemengt, endlose Abschweifungen lassen oft den Faden der Erzählung nicht mehr erkennen. Für die Biographie Günthers gibt das Buch nirgends einen Anhalt. Neben dem Roman mit Phillis ruht das Gewicht auf den breiten, immer wiederkehrenden Schilderungen des zügellos wüsten Studentenlebens, mit der stets daran gehängten Versicherung, daß Günther „niemals so gelebt habe." — Um die Zeit, da Günther dieß geschrieben haben müßte, also im Frühjahr 1722, war er innerlich so gebrochen, daß er an Schilderungen wie diese, mit solcher Freude an der Wüstheit, nicht mehr dachte, und überdies hat er sich selbst in seinen Dichtungen niemals als Tugendhelden dargestellt. Manchmal klingt es aus den Versen wie eine directe Ironie heraus, wenn erst mit Vorliebe das ungeregelte Treiben der Studentenkreise, in denen Günther

gelebt hatte, geschildert wird, und dann Wendungen folgen wie (S. 78):

„Doch meine Jugend blieb stets auf der Tugend Spur!"

— —

„Fragt nach an jedem Orte,
Und forscht mein Leben aus, ob solches sündlich schien?"

Der Verfasser hat sich mit Meisterschaft Günthers Sprache und Manier angeeignet, und weiß die Täuschung bis auf einen gewissen Grad zu treiben. Dieselbe wird dadurch erhöht, daß er Günthern in der ersten Person erzählen läßt. Möglich, daß er, als ein Freund und Genosse desselben, aus dem eignen Munde des Dichters eine Menge von Anekdoten über sein Leben wußte, möglich auch, daß er ungedruckte Briefe und Gedichte vorräthig hatte. Schließlich aber ist es nicht zu verkennen, daß ihn oder den Verleger eine Speculation zu dieser Arbeit trieb.

Es war die Zeit der Robinsonaden. Jedes Land, jede Provinz hatte ihren eigenen Robinson, und so sollte aus Günthers Leben eine Art von schlesischem Robinson gemacht werden. Daher auf dem Titel „curieuse und merkwürdige Reisebeschreibung." Wahres und Erdichtetes wurde zusammengeworfen, auf genaue Daten kam es nicht an, der Gipfelpunkt wurde in den unglücklichen Roman mit Phillis gelegt, und zum Schluß weitere Reiseabenteuer versprochen.

Das abscheuliche Schlußgedicht „Günthers letzte Gedanken auf seinem Sterbebette in Jena" verräth überall die fremde Hand, und ist wie ein Pasquill auf das in den Gedichten vorhandene ächte. Die acht hinzugefügten Briefe, zum Theil

an Personen, die auch sonst in Günthers Briefen genannt werden, ahmen seinen Briefstyl bis ins Kleinste nach, enthalten jedoch Wendungen und Wortverbindungen, die er sonst nie gebraucht hat, so daß auch sie nicht von ihm herrühren können.

Anhang.

Auswahl

aus

Chr. Günthers Gedichten.

Die unwiederbringliche Zeit.

Ich weiß noch wohl die liebe Zeit,
In der ich mich genug erfreut:
Was waren das für süße Tage!
Die Schläfe trugen Blum' und Glut
Und kannten weder Wunsch noch Plage,
Noch was den Greisen bange thut.

Mein Sorgen ging auf Lust und Scherz,
Mein Herz war Amaranthens Herz,
Wir zählten weder Kuß noch Stunden,
Tanz, Schauplatz, Gärten, Spiel und Wein,
Und aller Vortheil der Gesunden
Nahm Blut und Geist mit Wollust ein.

Wie? was erzähl' ich einen Traum?
Zum wenigsten gedenkt mich's kaum.
Mein Gott! Wie ist die Zeit entronnen?
Was hast du, Herz, von aller Lust?
Dies, daß du Reu' und Leid gewonnen,
Und wissen und entbehren mußt.

Liebe ohne Hoffnung.

O welch ängstliches Betrüben
Bringt ein Lieben
Sonder Hoffnung schöner Gunst!
O wie taumeln Witz und Sinnen!
Wenn die Seufzer stummer Pein
Keinen holden Blick gewinnen,
Und vergebens Feuer schrein.

Amaranthis! schau die Thränen
Und das Sehnen
Einer dir geweihten Brust!
Schau die Blässe meiner Wangen
Und die häßliche Gestalt!
Deine Flucht und mein Verlangen
Macht mich vor den Jahren alt.

Nächtlich seh ich tausend Sterne
In der Ferne,
Die mein Geist zu Hülfe ruft:
Alle sehn mich, alle lachen,
Und nicht einer will noch kann
Mein Verhängniß besser machen,
Ach, wen ruf' ich sonst mehr an?

Aus dem blumenreichen Prangen
Junger Wangen
Stiehlt ein jeder Tag ein Blatt:

O wie bald sind Blut und Farben
Durch ein schleunig Gift verzehrt!
Hat der Spiegel einmal Narben,
So verringert sich der Werth.

Meine Liebe, meine Jahre
Bis zur Bahre
Sind ein Opfer deiner Lust.
Himmel! hast du ein Erbarmen,
So beweis' es meiner Noth:
Blos in Amaranthis Armen
Wünsch' ich Leben oder Tod!

Geheime Liebe.

Was ich in Gedanken küsse,
Macht mir Müh und Leben süße,
Und vertreibt so Gram als Zeit.
Niemand soll es auch erfahren,
Niemand will ich's offenbaren,
Als der stummen Einsamkeit.

Ob ich gleich nun, schöne Seele!
Namen, Brand und Schmerz verheele,
Würd es doch mein Glücke sein,
Wenn du selbst errathen solltest,
Und nur einmal forschen wolltest,
Wem sich meine Flammen weihn?

Merkst du nicht aus Wort und Blicken,
Die viel Sehnsuchtszeichen schicken,
Siehst du mir kein Feuer an,
Wenn mein zärtliches Gemüthe
Bei der Wallung im Geblüte
Diesen Trieb nicht bergen kann?

Will ich mich gleich selber zwingen,
Dein Gedächtniß wegzubringen,
Fühl' ich in mir Widerstand.
Denn ich glaube, dich zu lieben
War mir schon ins Blut geschrieben,
Eh ich noch die Wiege fand.

Doch was hilft's in Blut geschrieben,
Wenn mir dies getreue Lieben
Weder Frucht noch Hoffnung zieht?
Kranke mögen sich beklagen,
Nur mein Herz soll gar nichts sagen,
Ob es noch so heftig glüht.

Durch ein ehrerbietig Schweigen
Will ich mich gelassen zeigen,
Bis vielleicht ein Tag erscheint,
Da die Flammen heller brennen,
Und der Welt entdecken können,
Wie ich es so treu gemeint.

Sollt auch dieser Wunsch betrügen,
Find' ich dennoch mein Vergnügen
Und die größte Lust daran,

Daß ich nach der klugen Lehre
Dieses Bild geheim verehre,
Was ich nicht besitzen kann.

Früher Verlust.

Erinnert euch mit mir, ihr Blumen, Bäum' und Schatten,
Der oft mit Flavien gehaltnen Abendlust!
Die Bäche gleißen noch von Flammen treuer Brust,
In der wir, werthes Paar, des Himmels Vorschmack hatten.
O goldne Frühlingszeit! mein Herz was kommt dir ein?
Du liebest Flavien, sie ist ja nicht mehr dein!

Hier war es, wo ihr Haupt mir oft die Achsel drückte,
Verschweigt ihr Linden mehr, als ich nicht sagen darf,
Hier war es, wo sie mich mit Klee und Quendel warf,
Und wo ich ihr den Schooß voll junger Blumen pflückte.
Da war noch gute Zeit! mein Herz, was kommt dir ein?
Betrübt dich Flavia, sie ist ja nicht mehr dein!

An Flavien.

Nun warte, Flavia, das will ich dir gedenken!
Du kennst den schmerzlichen Verdruß,
Wenn Lieb' und Sehnsucht warten muß,
Und kannst mich so empfindlich kränken?

Ich weiß ja nicht, woran ich bin,
Ob Falschheit oder Noth dir Fuß und Willen binde?
Hier schick' ich bei der kahlen Linde
Aus Eifer und aus Angst so Fluch als Seufzer hin.

Du nennst mir Zeit und Ort, du schwurst mir gleich zu kommen,
Ich lausch', ich zähl', ich hoff' und steh',
Das Mondlicht hat, so viel ich seh',
Fast um ein Viertel zugenommen!
Es täuscht mich Schatten, Hahn und Wind,
Ich mein', ich seh' dein Bild, so sind es nur Gedanken,
Und regt sich was um Strauch und Planken,
So schleich' und zisch' ich nur: Ach! kommst du! komm, mein Kind!

Die Nacht ist niemands Freund. Sie ist vielleicht erschrocken;
Verliebte ficht kein Blendwerk an,
Die Mutter ist nicht Schuld daran,
Denn jetzo ruhn Gestrick und Rocken.
Wie? wenn das Mädchen untreu wär'?
Dies kenn' ich auch zu gut, es thut mir nichts zum Possen:
So geh' und mach' ich tausend Glossen,
Und sinne doch umsonst mit Unruh hin und her.

Ach! warum ließ ich dich doch einmal aus den Armen?
Mein Weinen schmelzt und mehrt den Teich,
Ich werd' auf einmal grau und bleich,
Es möchte Stern und Stein erbarmen!
Ach, sollte morgen doch das Eis
Die trauernde Gestalt dir noch im Spiegel zeigen!
Du würdest vor Erschreckniß schweigen,
Indem wohl deine Schuld nicht einen Vorwand weiß.

Du scherzest wohl nicht gar? das will ich ja nicht hoffen,
Es käm' uns beiden hoch zu stehn.
Was hör' ich dort vor Thüren gehn?
Was seh' ich vor ein Fenster offen?
Hilf, Himmel! welcher Anblick fällt?
Ist dies nicht Scandors Haar? Ist dies nicht meine Schöne?
So hast du, listige Sirene,
O Ansehn voller Schimpf! mich darum hergestellt?

Den Streich vergeß ich nicht, es sei denn nach der Strafe!
Die Rache sei von nun an scharf,
Und gebe, wo ich wünschen darf,
Daß eure Brunst den Tag verschlafe!
Das Schrecken mache Spiel und Kuß,
Die Hitze deinen Leib, die Ohnmacht ihn zu Schanden,
Bis wenn du trostlos aufgestanden,
Dein eigner Mund mir selbst die Thorheit beichten muß!

An die Erzürnte.

Kluge Schönheit! Nimm die Buße
Eines armen Sünders an,
Welcher dir mit einem Kusse
Gestern Abends weh gethan,
Und auf deinen Rosenwangen
Einen schönen Raub begangen.

Ich gesteh' es, mein Verbrechen
Ist der schärfsten Strafe werth,
Und du magst ein Urtheil sprechen,

Wie dein Wille nur begehrt;
Dennoch würd' ich zu den Füßen
Deiner Gnade danken müssen.

Aber weil ihr Himmelskinder
Eurem Vater ähnlich seid,
Welcher auch die gröbsten Sünder
Seines Eifers oft befreit;
Ach! so werden meine Zähren
Deinen Zorn in Liebe kehren.

Gönne mir nur dieses Glücke,
Bald mit dir versöhnt zu sein,
Bis nach manchem kalten Blicke
Deiner Augen Sonnenschein
Mir und meiner Hoffnung lache,
Und mich endlich kühner mache.

An Phillis.

Ich verschmachte vor Verlangen
Meine Phillis zu umfangen,
Harter Himmel, zürnst du noch?
Träge Stunden, eilet doch,
Eilet doch, ihr trägen Stunden,
Und erbarmt euch meiner Noth!
Wird der Riß nicht bald verbunden,
Blutet sich mein Herze todt.

Liebste Seele, laß dich finden!
Ich spaziere durch die Linden,
Durch die Thäler, durch den Hain
In Begleitung süßer Pein.
Ich durchkrieche Strauch und Höhlen,
Such' in Wäldern weit und nah
Die Vertraute meiner Seelen,
Dennoch ist sie nirgends da.

Ich beschwöre selbst die Hirten
Bei den Heerden, bei den Myrthen,
Die vielleicht der Liebe Pflicht
Um die bunten Stöcke flicht:
Wißt ihr nichts von Phillis Spuren?
Habt ihr nicht mein Kind erblickt?
Kommt sie nicht mehr auf die Fluren,
Wo wir manchen Strauß gepflückt?

Die ihr alles hört und saget,
Luft und Frost und Meeer durchjaget,
Echo, Sonne, Mond und Wind,
Sagt mir doch, wo steckt mein Kind?
Soll sie schon vergöttert werden?
Bet' ich sie vielleicht herab,
Oder ziert sie noch die Erden?
O so reis' ich bis ins Grab!

Sage selbst, entrißne Seele!
Welcher Weinberg, welche Höhle,
Welcher unbekannte Wald,
Ist anjetzt dein Aufenthalt?

Sage mir, damit ich folge,
Wär' es auch der Nilus=Strand,
Wär' es auch die kalte Wolge,
Zög' ich gern durch Eis und Sand.

Weiß mir nichts Bericht zu geben?
O, was ist das für ein Leben,
Das ich jetzo ohne sie,
Als mein Joch, zur Bahre zieh!
Himmel, laß dir nicht erst fluchen,
Ich begehre sie von dir!
Bin ich nicht ein Thor im Suchen?
Phillis lebt ja selbst in mir.

Studentenlieder.

I.

Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt,
So leb' ich, weil es Lebens gilt,
Und pflege mich bei Ros' und Myrthen!
Fort, Amor, wirf den Bogen hin,
Und komm mich eiligst zu bewirthen.
Wer weiß, wie lang ich hier noch bin!

Komm, bring ein niedliches Coffee,
Komm, geuß der Sorgen Panacee,
Den güldnen Nectar, in Christallen!
Seht, wie die kleinen Perlen stehn!
Mir kann kein beßrer Schmuck gefallen,
Als die aus dieser Muschel gehn.

Mein Alter ist der Zeiten Raub,
In kurzem bin ich Asch' und Staub,
Was wird mich wohl hernach ergötzen?
Es ist als flöhen wir davon.
Ein Weiser muß das Leben schätzen,
Drum folg ich dir, Anacreon.

Werft Blumen, bringt Cachou und Wein,
Und schenkt das Glas gestrichen ein!
Und führt mich halb berauscht ins Bette,
Wer weiß, wer morgen lebt und trinkt?
Was fehlt mir mehr? wo bleibt Brunette?
Geht, holt sie, weil der Tag schon sinkt!

II.

Brüder! laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret!
Grab und Bahre warten nicht,
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheeret.

Unsers Lebens schnelle Flucht
Leidet keinen Zügel,
Und des Schicksals Eifersucht
Macht ihr stetig Flügel:

Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleichte schnitzt man schon
An unsers Grabes Riegel.

Wo sind diese, sagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben also, gleich wie wir,
Jung und fröhlich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren.

Wer nach unsern Vätern forscht,
Mag den Kirchhof fragen,
Ihr Gebein, so längst vermorscht,
Wird ihm Antwort sagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh die Morgenglocke schallt,
In unsre Gräber tragen.

Unterdessen seid vergnügt,
Laßt den Himmel walten!
Trinkt, bis euch das Bier besiegt,
Nach Manier der Alten.
Fort! mir wässert schon das Maul,
Und ihr andern seid nicht faul,
Die Mode zu erhalten.

Dieses Gläschen bring' ich dir,
Daß die Liebste lebe,
Und der Nachwelt bald von dir
Einen Abriß gebe!

Setzt ihr andern gleichfalls an,
Und wenn dieses ist gethan,
So leb' der edle Rebe!

Wanderlied.

Bruder, komm und laß uns wandern,
Habe Leid und Lust gemein,
Kommt ein Wetter nach dem andern,
Hilf mir doch beständig sein!
Der Verdruß vergangner Tage
Zeigt viel süß Erinnerung,
Wir erdulden schwere Plage,
Aber wir sind auch noch jung.

Gleiche Brüder, gleiche Kappen,
Einerlei Gefahr und Muth:
Sollt' uns auch der Feind ertappen,
Kämpfen wir vor Ruhm und Blut.
Wir sind allzeit freie Leute,
Ob uns gleich die Armuth drückt,
Werden wir doch immer heute
Durch geschwinden Trost erquickt.

Jene, so in großen Städten
Unter Sammt und Seide gehn,
Müssen, wenn sie Pflaster treten,
Voller Furcht und Sorgen stehn;

Ihrer Aemter Schein und Würde
Ist ein Mantel der Gefahr
Und sie werden bei der Bürde
Ihres Lebens kaum gewahr.

Sag' es, Bruder, unverholen,
Sind wir nicht weit besser dran?
Unser Schaden sind nur Sohlen,
Die man leicht ersetzen kan!
Nichts verwirrt uns die Gemüther,
Niemand zwingt uns an das Joch,
Raubt man uns so Ehr' als Güter,
Bleibet unsre Hoffnung doch.

Bei dem lustigen Erzählen
Wird uns keine Meile lang,
Wenn die Federn manchen quälen,
Ruhn wir auf der härtsten Bank.
Wir durchgehn der Meisten Stände,
Sehn gemeiner Thorheit zu,
Lachen heimlich in die Hände,
Und befördern unsre Ruh.

Hat die Vorsicht ein Erbarmen,
Sieht sie Treu und Weisheit an,
O so ist es mit uns Armen
Noch zur Zeit nicht gar gethan!
Großmuth macht den Neid zu Schanden,
Naht sich doch wohl schon die Zeit,
Da uns, was wir ausgestanden,
Ungemeine Lust verleiht.

Leonore.

1.

Die immergrünende Hoffnung.

An Leonore.

Stürmt, reißt und ras't ihr Unglückswinde,
Zeigt eure ganze Tyrannei!
Verdreht, zerschlitzt so Zweig als Rinde,
Und brecht den Hoffnungsbaum entzwei!
Dies Hagelwetter
Trifft Stamm und Blätter,
Die Wurzel bleibt;
Bis Sturm und Regen
Ihr Wüten legen,
Da sie von neuen grünt und Aeste treibt.

Mein Herz giebt keinen Diamanten,
Mein Geist den Eichen wenig nach!
Wenn Erd' und Himmel mich verbannten,
So trotz ich doch mein Ungemach.
Schlagt, bittre Feinde,
Weicht, falschen Freunde!
Mein Heldenmuth
Ist nicht zu dämpfen,
Drum will ich kämpfen,
Und sehn, was die Geduld für Wunder thut.

Die Liebe schenkt aus goldnen Schaalen
Mir einen Wein zur Tapferkeit,
Sie spricht mir guten Sold zu zahlen,
Und schickt mich in den Unglücksstreit.

Hier will ich kriegen,
Hier will ich siegen:
Ein grünes Feld
Dient meinem Schilde
Zum Wappenbilde,
Bei dem ein Palmenbaum zwei Anker hält.

Beständig soll die Losung bleiben,
Beständig lieb ich dich, mein Kind!
Bis dermaleinst die Dichter schreiben:
Daß du und ich nicht sterblich sind.
Das Wort Beständig
Macht alles bändig,
Was Elend heißt.
Das stärkste Fieber
Geht bald vorüber,
Wenn man nur mit Geduld den Frost verbeißt.

Nur zweifle nicht an meiner Treue,
Die als ein ewig helles Licht,
Wenn ich des Lebens mich verzeihe,
Die Finsterniß der Gräber bricht.
Kein heitres Glücke,
Ja kein Geschicke
Trennt mich von dir,
Du stirbst die Meine,
Ich bin der Deine:
Drum wirf den Argwohn weg und glaube mir!

2.

Sonett.

Nicht anders leget sich die Blumengöttin an,
Wenn ihr der nahe Lenz die Wiederkunft erlaubet,
Als meine Magdalis, von der man heute glaubet,
Sie habe der Natur es weit zuvor gethan.
Der Neid, so nichts an ihr als dieses tadeln kann,
Daß sie die Schönheit auch mit ihrer Schönheit schraubet,
Wird von der Majestät selbst des Gesichts beraubet,
Und findet nichts um sie vor seinen Lästerzahn.
Ach, wohlgestaltes Kind! dein Halstuch tröstet mich,
Weil es die Liverei der grünen Hoffnung träget,
Mein Wünschen sei erfüllt, mein Bitten habe dich,
Mein Seufzen deine Brust zur Gegengunst beweget!
Da nun dein zarter Flor mir dieses wissend macht,
So ist mein Kuß bereits aufs Botenlohn bedacht.

3.

Sonett.

Mein Kind, was zweifelst du an meiner Redlichkeit,
Die ihresgleichen doch in deiner Brust verspüret?
Wo meiner Adern Blut nur einen Tropfen führet,
Der sich nicht tausendmal für dich zu sterben freut,
So wünsch' ich ihm den Fluch, den Ebals Felsen dräut,
Und Cains Fuß erfährt den Stern, so mich regieret!
Doch dessen Trieb in mir die reine Gluth gebieret,
Folgt nicht wie ein Planet dem Wechsel dieser Zeit.

Mein Sinnbild ist ein Ring, der Denkspruch: Sonder Ende.
Denn wer nicht ewig liebt, der liebet nimmermehr.
Mein Engel, giebst du nun den Argwohn kein Gehör,
So lege mir dein Herz in die getreuen Hände!
Ich sichre, diesen Schatz wird deinem Seladin
Kein Räuber, kein Verlust, auch nicht der Tod entziehn!

4.

Ermuthigung.

Mein Herz, verzage nicht,
Die Liebe macht's mit allen so!
Ein Herz voll treuer Pflicht
Wird ohne Gram nicht froh.
Es fällt zwar ziemlich schwer,
Eh uns das Kummermeer
Zum sichern Friedenshafen bringt,
Man zittert, seufzt und sinkt
An Muth und Sinn
In Stürmen hin,
Der Anker reißt die Hand,
Doch wer sich zwingt und hofft, der kommt gleichwohl ans Land.

Was leid ich nicht um dich,
Du mir in's Herz geprägtes Bild?
Die Sehnsucht jaget mich
So wie ein schüchtern Wild.
Mein Schlaf ist nur ein Qualm,
Mein Lied ein Klagepsalm,

Die Angst der bangen Einsamkeit
Begräbt mich vor der Zeit,
Weil ich den Kuß
Entbehren muß,
Der so viel Lust verspricht.
Doch hoff ich alles auszustehn, verlaß nur du mich nicht!

Verlaß nur du mich nicht,
Du Engel, dessen treuer Geist
Und holdes Angesicht
Mir noch den Trost-Stern weist!
Der Himmel wird einmal
Uns nach so vieler Qual
Der Hoffnung Siegeskranz verleihen,
Und mich durch dich erfreuen;
Drum liebe still,
Wie ich auch will,
Und sieh geduldig zu,
Die Straße, so uns jetzo trennt, führt unvermerkt zur Ruh.

Ich liebe meinen Schmerz,
Weil du mein Engel Ursach bist!
Du hast mein ganzes Herz,
Dies raubt dir keine List.
Was hilfts uns, daß man weint?
Was jetzt unmöglich scheint,
Das ist gewiß ein Uebergang!
Der Grillenfang macht krank;
Es rühret mich
Schon innerlich
Ein Trieb der Zärtlichkeit,
Die mir dein künftiger Besitz sowie dein Name beut.

5.

Auf die Morgenzeit, bei Erinnerung Leonorens.

Ich seh dich zwar, du angenehmer Morgen,
Und zwar nicht sonder Zärtlichkeit,
Doch immer nur zu Lust und Leid
Vergangner Ruh und gegenwärt'ger Sorgen!
Denn wenn bei deinem Blick mir ins Gedächtniß fällt,
Wie oft dein holder Stern auf Leonorens Wangen
Durch seinen Wiederschein mir doppelt aufgegangen,
So fühl' ich einen Trost, der Noth und Kummer hält.

Ich ließ den Schlaf vergebens auf mich warten,
Und wenn mein Fleiß die finstre Nacht
Mit Kuß und Büchern zugebracht,
So zogst du mich gleichwohl noch in den Garten;
Da träufelte mir erst das rechte Manna-Brod,
Noch reicher als dein Thau, vom allerliebsten Munde,
Da macht ich ostermals mit unserm süßen Bunde,
Ich glaubt aus Eifersucht, Auroren noch so roth.

Dies war ein Rest der ehmals goldnen Zeiten,
Die blos die Liebe wiederschenkt,
Die Liebe, so auf nichts gedenkt,
Als durch die Bahn des Lebens froh zu schreiten.
Da hatt' ich noch ein Herz, dem konnt ich mich vertrauen!
Da scheut' ich keinen Fall, der unser treu Gespräche
Durch Argwohn oder Neid und Lügen unterbräche;
Da sprach ich oft mit Recht: Hier laß uns Hütten baun!

Da sagt ich ihr die heimlichsten Gedanken,
Und was auch ihr für Freud und Gram
Sonst niemals auf die Zunge kam,
Das brach vor mir des Herzens enge Schranken.
Die Geister übten sich bei selbst gelassner Ruh,
An Scherz und Redlichkeit einander zu besiegen,
Die Lippen wußten auch ihr Theil davon zu kriegen,
Und sprachen durch den Kuß einander feurig zu.

Ach, Schweidnitz! ach, du Bild von Salems Thoren,
Du Lustplatz meiner jungen Zeit,
Die sich den Musen ganz geweiht,
Was hab' ich nicht mit dir vor Fried und Heil verloren!
Ich seh durch Thrän' und Angst (und sieh, du bist nicht da!)
Des Tages tausendmal mit größrer Angst zurücke,
Als jen' gefangnes Volk, das mit betrübtem Blicke
Die Gegend Canaans aus. Babels Fenstern sah.

Jetzt hab' ich nichts, Verdruß und Angst zu stillen,
Als etwan die Verzweiflungslust!
Jedoch, was quäl' ich selbst die Brust?
Verliert euch nur ihr angenehmen Grillen,
Verliert euch, bis mir einst ein bessrer Glücksstern scheint,
Jetzt will ich durch Gefahr mit Fleiß und Hoffnung wagen!
Zwei Pfeiler helfen mir die schwere Bürde tragen:
Die Vorsicht in der Höh und hier mein treuer Freund.

6.

Bei der Heimkehr.

Du ehmals liebster Ort der treuen Leonore,
Wie zärtlich rührt mich nicht der Anblick deiner Thore,
Wodurch ich damals oft an ihrer Hand spaziert!
Dort merk' ich schon den Raum, worauf wir uns versprochen,
Dort blinkt der Altan vor, auf dem wir sechzig Wochen
Die Wächter hinters Licht geführt!

Seid tausendmal gegrüßt ihr Felder, Strauch und Bäume,
Ihr kennt wohl diesen noch, von dem ihr so viel Reime,
So manches Lied gehört, so manchen Kuß gesehn!
Besinnt euch auf die Lust der heitern Sommer-Nächte;
Was meint ihr, wenn mein Wunsch nur eine wieder brächte?
Das wird wohl nimmermehr geschehn!

Wo find' ich aber nun mein Allerliebstes wieder,
Verräth mir gar kein Gras das Lager ihrer Glieder?
Ich spüre keinen Schritt, die Sommerstub ist leer.
Wie traurig scheinst du mir, du nicht mehr schöner Garten!
Du hast ja zween gehabt, was soll ich einsam warten?
Ach, stell auch beide wieder her!

Du schickst mich in die Stadt, die treff ich desto schlimmer,
Der Wirth, das Volk ist neu, ein Gast entweiht das Zimmer,
Worein sonst nichts als wir und unsre Liebe kam!
Mein Gott, wie ändert sich so viel in wenig Jahren!
Was wird nicht noch geschehn? O sollt ich dies erfahren!
Wie war mir, daß ich Abschied nahm?

7.

Gedenk an mich!

Gedenk an mich und sei zufrieden,
Mit dem, was Glück und Zeit bescheert!
Wir werden noch einmal geschieden,
Und scheinen solcher Prüfung werth.
Die wahre Treu erinnert dich:
Halt an, halt aus und denk an mich!

Gedenke der vergangnen Tage!
Wie manches Kreuz, wie manche List,
Wie manche Lust, wie manche Plage
Bereits damit vergangen ist?
Gedenk an Altan, Hof und Herd,
Wobei sich dir mein Herz erklärt.

Gedenk an unser Abschiednehmen,
Insonders an die letzte Nacht,
In der wir mit Gebet und Grämen
Die kurzen Stunden hingebracht!
Gedenk auch an den treuen Schwur,
Der dort aus deinen Lippen fuhr.

Gedenk an mich an jedem Morgen,
Und wenn die Sonne täglich weicht!
Gedenk an mich bei Fleiß und Sorgen,
Mein Bildniß macht sie süß und leicht!
Verletzt dich auch der Mißgunst Stich;
Der beste Trost: Gedenk an mich!

Gedenk auch an die frohen Zeiten,
Die noch in Wunsch und Zukunft sind!
Die Vorsicht wird uns glücklich leiten,
Bis Lieb und Treu den Kranz gewinnt.
Ein Augenblick vergnügter Eh'
Bezahlt ein Jahr voll Angst und Weh.

Gedenk auch an mein heutig Küssen,
Es giebt der Hoffnung frische Kraft,
Es wird dein Warten trösten müssen,
Es nährt die alte Leidenschaft!
Doch denk auch endlich, liebst du mich,
Allzeit und überall an dich!

8.

Abschied.

Schweig du doch nur, du Hälfte meiner Brust,
Denn was du weinst, ist Blut aus meinem Herzen!
Ich taumle so und hab' an nichts mehr Lust,
Als an der Angst und den getreuen Schmerzen,
Womit der Stern, der unsre Liebe trennt,
Die Augen brennt.

Die Zärtlichkeit der innerlichen Qual
Erlaubt mir kaum ein ganzes Wort zu machen:
Was dem geschieht, um welchen Keil und Strahl
Bei heißer Luft in weitem Felde krachen,
Geschieht auch mir durch dieses Donner-Wort:
Nun muß ich fort!

Ach harter Schluß, der unsre Musen zwingt,
Des Fleißes Ruhm in fremder Luft zu gründen;
Und der auch mich mit Furcht und Angst umringt,
Welch Balsam kann den tiefen Riß verbinden?
Den tiefen Riß der mich und dich zuletzt
In Kummer setzt.

Der Abschiedskuß verschließt mein Paradies,
Aus welchen Zeit mich und Verhängniß treiben:
So viel bisher dein Antlitz Sonnen wies,
So mancher Blitz wird jetzt mein Schrecken bleiben.
Der Zweifel wacht und spricht von deiner Treu:
Sie ist vorbei!

Verzeih mir doch den Argwohn gegen dich,
Wer brünstig liebt, dem macht die Furcht stets bange.
Der Menschen Herz verändert wunderlich;
Wer weiß, wie bald mein Geist die Post empfange:
Daß die, so mich in Gegenwart geküßt,
Entfernt vergißt.

Gedenk einmal wie schön wir vor gelebt,
Und wie geheim wir unsre Lust genossen:
Da hat kein Neid der Reizung widerstrebt,
Womit du mich an Hals und Brust geschlossen:
Da sah uns auch bei selbst erwünschter Ruh,
Kein Wächter zu.

Genug! ich muß, die Marterglocke schlägt!
Glaub' an mein Herz, und nimm von meinm Munde
Den Abschiedskuß! Die Früchte, so er trägt,

Sind Ruh und Trost bei mancher bösen Stunde,
Und lies, so oft dein Gram die Leute flieht,
Mein Abschiedslied.

Erinnre dich zum öftern meiner Huld,
Und nähre sie mit süßem Angedenken!
Du wirst betrübt — dies ist die Abschiedsschuld,
So muß ich dich zum erstenmale kränken!
Und fordert mich der erste Gang von hier,
So sterb ich dir!

9.

Zweiter Abschied.

Du dauerst mich, du allerliebstes Kind!
Du fühlst mein Weh, ich leide deine Schmerzen,
Da Glück und Zeit so lange grausam sind,
Und mit dem Flehn getreuer Seelen scherzen.
Du leidest viel, doch gieb der Treu Gehör!
Ich leide mehr.

Ich leide mehr als Jemand kann und glaubt,
Ich muß von dir, der Riß macht schwere Plagen!
Ich seh den Trost, den dir mein Abschied raubt,
So wird mein Herz auch zweifach wund geschlagen.
Du liebest mich sowohl getreu als klug:
Das ist genug.

Das ist genug die Unruh zu verstehen,
Die Lorchen kränkt und mich in ihr verzehret.
Ach, sollt ich bald davor zu Grabe gehen,
Ich würde wohl so heftig nicht beschweret.
Wer weiß, was kommt? vielleicht beschließt der Tod
Die lange Noth.

Die lange Noth ist dennoch nicht so stark,
Uns, werther Schatz, dem Geiste nach zu trennen.
Erwartet mich statt deines Arms der Sarg,
So soll mir doch der Neid den Nachruhm gönnen,
Daß leicht kein Mensch so rein als ich geliebt,
Obgleich betrübt.

Obgleich betrübt, jedennoch unverzagt!
Der Himmel zürnt, wer will mit diesem zanken?
Wohin mich auch mein hart Verhängniß jagt,
Da bleibest du ein Trostbild der Gedanken,
Wirst du mir nicht, so haß ich Lieb' und Eh'!
Nun Kind, ich geh.

Ergieb dich drein! Es blitzt auch nah und fern,
Ein schneller Wind kann leicht das Wetter ändern.
Mein Vaterland versagt mir Glück und Stern,
Dies blüht vielleicht in unbekannten Ländern.
Mein Fleiß ist froh, nur dich noch zu erhöhn,
Viel auszustehn.

Viel auszustehn, und gleichwohl froh zu sein,
Vermag kein Geist, den Lieb und Ruhm nicht stärken.
Kind, gute Nacht! mein Anblick mehrt die Pein!

Ich kann die Angst an Farb' und Sprache merken,
Sieh mich noch an, und lebe wohl und sprich:
Du dauerst mich!

Die seufzende Geduld.

Morgen wird es besser werden,
Also seufzt mein schwacher Geist,
Den die Menge der Beschwerden
Ueber allen Abgrund reist.

Aber ach, wenn bricht der Morgen
Und das Licht der Hoffnung an,
Da ich die so langen Sorgen
Nach und nach vergessen kann?

Sclaven auf den Ruderbänken
Wechseln doch mit Müh und Ruh,
Dies, mein unaufhörlich Kränken,
Läßt mir keinen Schlummer zu.

Niemand klagt mein schweres Leiden,
Dies vergrößert Last und Pein.
Himmel laß mich doch verscheiden,
Oder gieb mir Sonnenschein!

Seid gerüstet!

Umgürtet euch, steckt Lichter an,
Und steht auf muntren Füßen,
Wie Menschen, die auf ihren Herrn
Bei Nacht-Zeit warten müssen!
Damit sie, wenn er kommt und klopft,
Ihm guten Eingang machen.
Wohl solchen Knechten, die dem Herrn
Bis zu der Rückkunft wachen.

Es komme zeitig oder spät,
So wird er sie ergetzen,
Und vor dergleichen treuen Dienst
An volle Tafeln setzen.
Glaubt aber, wüßt' ein guter Wirth
Die Stunde frecher Diebe,
Daß er fürwahr mit Knecht und Licht
Im Zimmer wachsam bliebe!

Und darum seid auch ihr bereit
Zu wachen und zu beten,
Und scheut euch einen Augenblick
Von eurem Post zu treten!
Die Stunde, da des Menschen Sohn
Bald zum Gericht erscheinet,
Kann leicht dieselbe Stunde sein,
Die ihr am mind'sten meinet.

Abendlied.

Abermals ein Theil vom Jahre,
Abermals ein Tag vollbracht!
Abermals ein Brett zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht.
Also nähert sich die Zeit
Nach und nach der Ewigkeit,
Also müssen wir auf Erden
Zu dem Tode reifer werden.

Herr und Schöpfer aller Dinge!
Der du mir den Tag verliehn,
Höre, was ich thränend singe,
Laß mich würdig nieder knieen.
Nimm das Abendopfer hin,
Das ich heute schuldig bin!
Denn es sind nicht schlechte Sünden,
Welche mich dazu verbinden.

Treuer Vater! deine Güte
Heißet überschwenglich groß,
Drum erquicke mein Gemüthe,
Sprich mich ledig, frei und los!
Gieb der Buße stets Gehör,
Denn dein Knecht verspricht nunmehr,
Dein Gesetze, deinen Willen
Nach Vermögen zu erfüllen.

Das Verdienst der vielen Wunden,
Die mein Heiland scharf gefühlt,
Hat in seinen Todesstunden
Deine Zornglut abgekühlt.

Schweig, wenn dieses Lösegeld
Meiner Schuld die Waage hält,
Und beschicke mich im Schlafe
Durch kein Aufbot deiner Strafe.

Gute Nacht, ihr eitlen Sorgen!
Ich begehre meiner Ruh,
Jesus schließet bis auf Morgen
Auge, Thür und Kammer zu.
Sanftes Lager, sei gegrüßt!
Weil du dessen Vorbild bist,
Das ich dermaleinst im Grabe
Sicher zu gewarten habe.

Feierabend.

Der Feierabend ist gemacht!
Die Arbeit schläft, der Traum erwacht,
Die Sonne führt die Pferde trinken.
Der Erdkreis wandert zu der Ruh,
Die Nacht drückt ihm die Augen zu,
Die schon dem süßen Schlafe winken.

Ich, Schöpfer! deine Creatur,
Bekenne, daß ich auf der Spur
Der Sünder diesen Tag gewandelt,
Ich habe dein Verbot verletzt,
Mich dir in allem widersetzt,
Und wider meine Pflicht gehandelt.

Doch weil ein Quintchen Vaterhuld
Viel tausend Zentner meiner Schuld
Durch dein Erbarmen überwieget,
So gieb Genade vor das Recht,
Und zürne nicht auf deinen Knecht,
Der sich an deinen Füßen schmieget.

Der Beichte folgt das Gnadenwort:
Steh auf mein Sohn und wandre fort,
Die Missethat ist dir erlassen!
Drum kann mein Glaube ganz getrost,
Ist Welt und Satan schon erbost,
Bei deiner Wahrheit Anker fassen.

Mein Abendopfer ist ein Lied,
Das dir zu danken sich bemüht.
Die Brust entzündet Andachtskerzen,
Gefällt dir dieser Brandaltar,
So mache die Verheißung wahr:
Gott heilet die zerschlagnen Herzen.

Du bester Anwalt Jesu Christ!
Der in den Schwachen mächtig ist,
Komm und vollführe meine Sache!
Beweise, daß dein theures Blut,
Was ich verbrochen, wieder gut
Und auch die Sünder selig mache.

Du Geist der Wahrheit breite dich
Mit deinen Gaben über mich!
Dein Wort sei meines Fußes Leuchte!

Vergönne mir dein Gnadenlicht
Auf meinen Wegen, daß ich nicht
Mir selber zur Verdammniß leuchte.

Das müde Haupt sinkt auf dem Pfühl,
Doch, wo ich ruhig schlafen will,
So muß ich deinen Engel bitten;
Der kann durch seine starke Wacht
Mich vor dem Ungethüm der Nacht
Um meine Lagerstatt behüten.

Zuruf eines seligen Kindes aus der Ewigkeit

an seine hochbetrübten Eltern.

(An Leonoren.)

Krönt, werthe Eltern, meine Leiche
Mit Myrthen, Rosen und Jasmin,
Und laßt die schönsten Blumensträuche
Auf meiner frühen Bahre blühn,
Nachdem der Engel Sieges-Wagen
Mich ins gelobte Land getragen.

An mir ersaht ihr mit Erbarmen
Den schwersten Kampf der letzten Noth,
Es rangen die geschwächten Armen
Mit Jammer, Unruh, Angst und Tod,
Und durch die abgezehrten Glieder
Lief Schmerz und Elend hin und wieder.

Riß damals euer Herz in Stücken,
Und wollt euch aller Trost entfliehn,
Da meiner Finger scharfes Zücken
Der Eitelkeit zu winken schien,
So gebt euch jetzo nur zufrieden,
Das Elend ist mit mir verschieden.

Laßt Perlen statt der Thränen fallen,
Die Unschuld braucht sie in mein Kleid.
Ach! hörtet ihr die Lieder schallen,
Woran sich jetzt mein Ohr erfreut,
Ihr würdet euch des Klagens schämen,
Und um mein Glücke wohl nicht grämen.

Was hätt' ich euch für Müh und Kummer
Vielleicht auf Erden noch gemacht,
Wofern mich nicht der letzte Schlummer
So zeitig in die Ruh gebracht!
Wie mancher Sorgen und Beschwerden
Entladet euch mein Grab auf Erden!

Jetzt bin ich der Gefahr entflogen,
Womit die List der bösen Welt,
So wie des wilden Meeres Wogen,
Die Jugend oft in Abgrund schnellt.
Jetzt kann mich weiter nichts verführen,
Ihr aber mich nicht mehr verlieren.

Legt also dem entseelten Leibe
Das Kleid der grünen Hoffnung an,
Denn weil ich euch zum Zeitvertreibe
Auf Erden nicht mehr dienen kann,

So werd' ich hier bei Salems Schätzen
Euch einmal desto mehr ergötzen.

Liegt irgendwo in eurer Kammer
Ein Spielwerk oder Kleid von mir,
So denkt dabei an meinen Jammer,
Mit diesem Troste: Weit von hier!
Von hier, wo Herrlichkeit und Leben,
Mein nichtmehr schwaches Haupt umgeben.

Hier wird die eingefallne Scheitel
Mit Glanz und Klarheit angefüllt;
Bei euch ist aller Reichthum eitel,
Da hier mein Wechsel ewig gilt,
Mein Wechsel, der nach wenig Tagen
Den besten Wucher eingetragen.

Es rührt mich weder Qual noch Schrecken
In Gottes weiser Allmachts Hand,
Was wir hier hören, sehn und schmecken,
Ist euren Sinnen unbekannt.
Ach! gönnt doch eurem lieben Sohne
Die Freiheit vor des Lammes Throne.

Lobt den, durch dessen Vater-Güte
Mein zeitlich Kreuz sobald vergeht,
Und glaubt, daß mein getreu Gemüthe
Vor Gott auch euer Lob erhöht.
Hier rühm ich mit dem reinsten Triebe
Die Sorgfalt mir erwiesner Liebe.

Mit diesem Danke nehmt für Willen,
Und seht mir in den Himmel nach,
So wird sich alle Wehmuth stillen,
Womit ich euch das Herze brach.
Lebt wohl, und wünscht ihr mehr zu hören,
So kommt fein bald zu unsern Chören.

Klagen.

Alles eilt zum Untergange,
Nur mein hart Verhängniß nicht.
Harter Himmel! ach wie lange
Zeigst du sein erschrecklich Licht!
Soll er mir jetzund erscheinen,
O so gieb ihm bald sein Amt!
Eh mich ein verzweifelnd Weinen
Noch zu größrer Noth verdammt.

Ich, ein Mensch von schlechtem Zeuge,
Kann mir selbst nicht widerstehn,
Daß ich kaum gelassen schweige,
Wenn die Wellen höher gehn.
Fleisch und Blut behält im Schmerzen
Oder die Vernunft das Feld,
Zwar die Hoffnung lebt im Herzen,
Und doch bleibt es unerhellt.

Hätt ich Bosheit im Gemüthe
Oder an den Lastern Lust,
So verzieh ich mich der Güte
Deiner treuen Vaterbrust.

Aber ach! so wirst du finden,
Prüfe Mienen, Herz und Sinn,
Daß ich bei den Schwachheits-Sünden
Doch nicht sonder Buße bin.

Zwar sind, die noch ärger leben,
Und mit Lastern Schaden thun:
Die läßt du im Glücke schweben,
Und in ihrem Schooße ruhn.
Sie verschwenden deinen Segen,
Nur zu Trotz auf meinen Fall,
Handeln, wie die Thoren pflegen,
Doch geräth es überall.

Ich bezwinge mich hingegen,
Brauche des Verstandes Kraft,
Und bemüh' mich nach Vermögen
Um Geduld und Wissenschaft.
Gleichwohl ist in allen Sachen
Auch mein bester Rathschluß blind,
Daß sichs die zu Nutze machen,
Die mir feind und schädlich sind.

Abschied.

(Bei der Flucht aus Schlesien.)

So lebe wohl mit allen Spöttern,
Du ehmals werthes Vaterland!
Du trotzest bei so nahen Wettern,
Ich wünsche dir nur auch Bestand.
Was hat dir wohl mein Geist zu danken?
Verfolgung, Schande, Neid und Zanken,
Und Freunde die kein Flehn gewinnt!
Ja müßt' ich heute bei den Drachen
Gefährliche Gesellschaft machen,
Sie wären gütiger gesinnt.

Wohlan! so reize selbst die Waffen,
Die Wahrheit und Verdruß regiert!
Wer sind die meisten deiner Laffen
Von welchen all mein Unglück rührt?
Wer sind sie? Lästrer, faule Bäuche,
Tartuffen, Zänker, böse Schläuche,
Und Schwätzer, so die Wahrheit fliehn,
Beruf und Gott im Beutel tragen,
Sich täglich um die Kappe schlagen,
Und Weib und Pöbel an sich ziehn!

Du hegst Betrug und Aberglauben,
Den aller Weisen Freiheit haßt!
Der Rabe jauchzt, man würgt die Tauben,
Der Reiche höhnt der Armen Last.

Was thun die unbeschnittnen Juden?
Sie brüsten sich in theuren Buden,
Und schielen höhnisch in die Quer,
Als wenn, Gott geb, ein Bursch ihr Diener,
Der Mauerpfeffer aber grüner
Als unser Musen-Lorbeer wär'!

Die Klügsten sitzen an dem Zolle,
Verrechnen Leben und Vernunft:
Was kost' das Heu? Was gilt die Wolle?
So spricht man in Zusammenkunft.
Was sag ich von dem Frauenzimmer?
Ihr Schönsein ist nur Farbenschimmer,
Sie heißen keusch, sie sind nur dumm,
Und die noch etwas Grütze führen,
Die kehren stets vor fremden Thüren,
Und nehmen alles blind herum.

Dies seh ich vor gewisse Zeichen
Vom Greuel der Verwüstung an.
Wo Kunst und Weisheit einmal weichen,
Da ist's um aller Heil gethan.
Ja, steckten nur nicht hin und wieder
Noch wenig treu und kluge Brüder,
So spräch' ich: Land, du bist nicht werth,
Daß so ein Kerl dein Glück erhebet,
Und daß du einen Kopf erlebet,
Der dich durch unsre Kunst verklärt!

Ich fürcht', ich fürcht', es blitzt von Westen,
Und Norden droht schon über dich,
Du pflügst vielleicht nur fremden Gästen,
Ich wünsch' es nicht. Gedenk an mich!

Du magst mich jagen und verdammen,
Ich steh, wie Bias, bei den Flammen,
Und geh, wohin die Schickung ruft!
Hier fliegt dein Staub von meinen Füßen,
Ich mag von dir nichts mehr genießen,
So gar nicht diesen Mund voll Luft!

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]